

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 12. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 10. Juni 1894. →

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.

I.

„Also wirklich?“

Die Angeredete bewegte zustimmend ihren Kopf. Ihr altes, fahles Gesicht zeigte nicht den Ausdruck eines tiefen Herzeleides, wohl aber den der Ermüdung.

„Heute früh um sechs Uhr ist er gestorben,“ sagte sie leise.

„Und hat mir dadurch noch zu guter Letzt die Theater-Fahrt nach Lomnitz verdorben, auf die ich mich so gesreut hatte!“

Das etwa vierzehnjährige, lang aufgeschossene Mädchen, das mit diesen laut gesprochenen Worten das Gespräch der beiden Damen unterbrochen hatte, stand am Fenster und trommelte mit nervöser Ungeduld gegen die Scheiben.

„Um Gottes willen, Seßl, sei still, wie kannst Du so etwas sagen!“

„Ihr seid so wenig traurig wie ich, und ich weiß nicht, warum wir jetzt plötzlich eine große Trauer feiern sollen. Ich für meinen Theil werde es nicht thun, denn Lügen ist gemein!“

„So sprich doch wenigstens nicht so laut, Seßl, bedenke, wir haben einen Todten im Hause!“

„Er hat uns alle gequält, solange er lebte, und zuletzt war es kaum noch auszuhalten, das habt Ihr gestern noch gesagt und habt alle seinen Tod herbeigewünscht. Wie könnt Ihr heute plötzlich verlangen, daß ich traurig sein soll, nun er endlich gestorben ist!“

„Seßl, Seßl, was würde Deine arme, selige Mutter sagen, wenn sie Dich so sprechen hörte!“

„Ja, das haltest Ihr mir immer vor, aber niemand sagt mir, was ich eigentlich machen und sagen sollte, das in Mamas Sinne gewesen wäre, und darum thue ich, was ich selbst für richtig halte.“

Sie schritt der Thür zu, die nach dem Hauseflur führte, und schloß sie geräuschvoll hinter sich.

Die beiden Zurückgebliebenen wichen einen flugenden Blick zum Himmel empor, dann sahen sie einander fragend an.

„Was nun?“

„Ich habe an Herwart telegraphiert,“ sagte Frau von Palten, die Schwester des Verstorbenen.

„Und glaubst Du, daß Herwart wirklich Universal-Erbe ist? Ich würde es meinem guten Bruder ja von Herzen gönnen, aber Euch gegenüber, die Ihr doch die rechten Geschwister des Verstorbenen seid, läge darin eine große Ungerechtigkeit; denn alles, was Recht ist, wir, Herwart und ich, wir sind doch nur seine Stiefsöhne!“

„Es ist hübsch von Dir, Almchen, daß Du das einsiehst, und, wahrhaftig, ich hab' mir's redlich um ihn verdient; seit dem Tode Deiner guten Mutter bin ich ihm eine Pflegerin gewesen, die keine Mühe scheute.“

„Gewiß, mein gutes Tantchen, wenn man auch andererseits zugeben muß, daß ich die Pflege schließlich allein hätte besorgen können, und daß mein armer Stiefsvater Dich um diesen Liebesdienst wohl eigentlich nicht gebeten hätte!“

„Nun, mein gutes Almchen, es wäre doch etwas viel für Dich gewesen, diese Pflege, die uns beide fast aufgerieben hat, allein zu besorgen und außerdem auch noch dieses enfant terrible, die Seßl, zu erziehen! Indes, Du hast sehr recht, Almchen, ich kann nicht glauben, daß mein nun seliger Bruder eine so colossale Ungerechtigkeit begangen haben sollte, und — du lieber Himmel, es ist ja so viel Geld da — —.“

„Allerdings, aber — am Ende — Du hast doch nur eine Tochter, und die ist gut verheirathet!“



Vroni.

Nach dem Bild von Hanns Zechner. — Siehe Seite 90.

"Darüber lässt sich streiten, — ein Major mit kleinem Vermögen ist keine gute Partie, — außerdem sind wir doch Blutsverwandte, Ihr aber seid nur Stiefkinder des Verstorbenen!"

"Aber Herwart wurde von seinem Stiefvater adoptiert, und Sefi nennt sich nicht nur mit unserm Familiennamen, sondern sie schreibt sich von Lucia Sellwitz!"

"Du wirst aus Seif's ungezogenen Gewohnheiten doch nicht einen Rechtsanwalt herleiten wollen; ihr Bruder Theo gebraucht den Doppelnamen niemals!"

"Für mich ist nun wieder das, was der einfältige Theo thut oder lässt, nicht maßgebend; ich möchte Dich nur an den großen Einfluss erinnern, den meine leider zu früh verstorbene Mutter auf den Verstorbenen ausübte, und ich hoffe, er hat sein ihr unzweifelhaft gegebenes Versprechen erfüllt!"

"Ja, einstehen kann man freilich für nichts!" seufzte Frau von Palten, den gereizten Ton, in den sie unwillkürlich verfallen war, plötzlich wieder in einen elegischen umwandelnd.

Darauf begaben sich beide Damen mit gesenkten Köpfen und leise austretend in das Sterbezimmer.

Sefi war indessen hinaus auf den Hof gegangen, der mit seinen weitläufigen Stallungen und Scheunen ein großes Pferd vor der Front des alten Schlosses beschrieb.

Sie wanderte geradeswegs auf den Pferdestall zu, vor dem zwei junge Burschen flüsternd standen.

Sefi, die eine sehr ungebundene Kindheit auf dem Gute des Großvaters verlebt hatte, kannte beide von ihren gemeinschaftlichen wilden Spielen in Hof und Garten her und behandelte sie auch jetzt noch mit einer gewissen Kameraderie.

"Na, Jakub, weißt Du's schon?" redete sie den einen an.

Dieser nahm die Mühe ab, kratzte sich damit hinter den Ohren und sagte, auf seine Holzpantoffeln herabsehend: "Weiß ich, gnä' Fräulein!"

Sein Gefährte, der die Verpflichtung zu fühlen schien, das linsische Betragen Jakubs gut zu machen, fügte philosophisch hinzu: "Ja, sterben müssen schon alle einmal, die Reichen auch!"

"Freilich, Franzek, und der Großvater ist ja auch alt genug geworden. Was machen die Pferde?"

"Der Herr Rutscher ist drinnen," jagte Franzek mit einem vertraulichen Augenblinzeln.

"Schade!" meinte Sefi, die, bei aller Vorliebe für die Pferde, den Rutscher, den ältesten Bediensteten auf dem ganzen Dominium, nicht leiden konnte. Dennoch trat sie in den Stall, blieb aber sogleich erstaunt stehen, denn in der gegenüberliegenden Ecke saß der alte Gottlieb auf einem Bunde Heu, hatte seinen weißen Kopf in seine beiden Hände gedrückt und weinte wie ein Kind.

Ein unwilliger Zug flog um Sefi's dunkle Brauen, und ihre Stimme klang fast herb, als sie rief: "Aber Gottlieb, was soll das? Glauben Sie, daß Sie mir Komödie vorspielen müssen?"

Der alte Mann richtete sich auf, fuhr mit dem blauweißen Ärmel seiner Stalljacke über seine rothgeweinten Augen und blickte Sefi mit ungelenkstem Entsehen an.

"Jesus Maria, bewahre uns," murmelte er und wandte sich dann zu einem der Pferde, an dessen Krippe er sich schweigend zu thun machte.

Sefi stand jetzt neben ihm; sie sah, wie ein trampfhaftes Schluchzen, das der Alte vergeblich unterdrückte, seine Brust hob, und die Hand auf seine Schulter legend, fragte sie: "Gottlieb, thut es Ihnen denn wirklich so leid?"

Nun hielt der Alte sich aber nicht länger.

"Wie soll mir's denn nicht leid thun!" brach er los, seit vierzig Jahren bin ich auf dem Hofe; ein junger Kerl war ich, als der gnädige Herr mich in's Haus nahm, und bei der ersten gnädigen Frau, die ein Engel war, hab' ich gelernt, wie ein ordentlicher Mensch sich benehmen muß, und die schlechten Zeiten, wo sie das Gut verlaufen wollten, hab' ich mit durchgemacht, — und dann, wie wir plötzlich durch das Bergwerk reich wurden, was sie als ein großes Glück priesen, und was doch keins war, denn dann starb die gnädige Frau, und der reiche Witwer wurde natürlich gleich wieder, — nee, da drüber will ich nicht reden, am wenigsten zu Ihnen, Fräulein Sessel, die Sie noch ein Kind sind. Aber so viel kann ich sagen: Glück und Unglück habe ich mit durchgemacht, und wie der Herr alt und wunderlich wurde, für mich ist er immer gütig geblieben, und dann, dann kommt mir so'n Kind und denkt, ich spiele Komödie, während mir's das Herz abstößt! Nee, Fräulein Sessel, das hätten Sie nicht nötig gehabt! Und wenn Sie die rechte Enkeltochter hier wären, da hätten Sie's auch nicht gethan, aber so, na ja!"

Sefi hatte mit gesenktem Kopfe zugehört. Es war etwas so Wahres, Überzeugendes, das aus den Worten des alten Mannes zu ihr herüber klang, daß sie sich

ergriffen fühlte, und, wie immer, dem augenblicklichen Impulse folgend, sagte sie jetzt: "Seien Sie nicht böse, Gottlieb, ich könnte es mir nur nicht denken, daß jemand ihr lieb gehabt hätte, uns hat er et alle so gequält!"

In dem Alter aber lochte der Grimm zu sehr, um sogleich durch ein gutes Wort beschwichtigt zu werden.

"Hat er das?" knurrte er, "na, dann haben Sie es auch um ihn verdient! Aber ich will mich jetzt nicht quälen lassen, und wo die rechten Erben des Hauses sind, da kann ich ja auch hingehen, in die Fremde und in das Elend!"

"Die rechten Erben?" Sefi sah ihn erstaunt an.

"Ja, die rechten! Das redt und redt und weiß doch von nichts! Aber ich, ich war hier, wie unsere erste gnädige Frau die dreitausend Thaler erbte, damals, wie es uns so schlecht ging. Und die hat sie hergegeben zu einem Bohrversuch, obgleich es ihr letztes war, und gerade mit dem Gelde haben sie das große Kohlenlager erbohrt, durch das wir dann so furchtbar reich geworden sind, — alles kommt von den dreitausend Thalern her! Und die rechten Erben, — aber das verstehen Sie nicht, Fräulein Sessel!"

"Doch, doch, Gottlieb, ich verstehe viel mehr, als Sie denken; bitte, sagen Sie mir alles, was Sie wissen, bitte, bitte!"

"Nee, Fräulein Sessel, Sie sind zwar besser als die anderen; dafür sind Sie auch noch jung, und die Jugend hat immer ein weiches Herz. Aber — aus einer Ente wird kein Schwan nicht, und aus einem Rothschimmel wird kein Rappe nicht. Ich muß an meine Arbeit gehen, daß alles einen Schid hat, wenn der neue Herr kommt. Und was ich vorhin vom Elend gesagt hab', das war auch bloß, weil mir die Galle überließ. Ich hab' einen Sohn, der ist Obersörfier und hat sein gutes Auskommen, bei dem kann ich schon unterkriechen."

"Aber ich möchte so gern noch mehr von Ihnen hören, Gottlieb!"

"Glaub's schon, Fräulein Sessel, allein ich hab' schon zu viel geredt; durch's Reden kommt viel Unglück auf die Welt, und ich hab's immer gesagt: die Pferde sind am flügsten, denn die reden nichts."

Damit trock er die Leiter empor, die vom Stall nach dem Boden hinauf führte, und verschwand in der Luke.

Sefi sah ihm einige Augenblicke nach, dann tätschelte sie die blauhen Hälse der Pferde und verließ endlich den Stall.

II.

"Großtante, wer ist der rechte Erbe?" fragte Sefi am nächsten Tage Frau von Palten.

Die alte Dame blickte sie an mit dem Gesicht einer mater dolorosa und sagte: "Vor Gott sind diejenigen die rechten Erben, die dem theuren Entschlafenen blutsverwandt waren."

"Meinst Du Dich und Tante Magda?"

Frau von Palten blickte zum Himmel auf, ohne zu antworten, und Sefi wandte sich ärgerlich ab.

"Dann weißt Du es eben nicht ordentlich, Großtante, oder Du willst nicht die Wahrheit sagen! Du sprichst ja auch von dem 'theuren' Entschlafenen!" Sie verdrehte bei dem Worte 'theuren' die Augen und saltete die Hände, und ehe Frau von Palten sich noch von ihrem Schreck über die ungerathene Nichte erholt hatte, war diese schon aus dem Zimmer verschwunden, um Fräulein Alma Lucia dieselbe Frage vorzulegen.

"Natürlich sind wir die rechten Erben, wir, die der arme, liebe Papa stets wie seine rechten Kinder und Enkel betrachtete und liebte!"

Sefi kniff die Augen halb zu und zuckte die Achseln.

"Du lügst also auch, denn von Liebe habe ich nie etwas bemerkt!"

Und wieder war sie eilig, ehe noch ein strafendes Wort sie erreichen konnte, davongelaufen. Zweck- und zielloos trieb sie sich in Haus und Garten umher.

Der Gärtner, der einige Palmen in das Haus bringen wollte, begegnete ihr. Er war ein jüngerer Mann und stand sonst nicht auf bestem Fuß mit ihr, weil ihr großer Neufundländer, mit dem sie sich gern im Garten umherzog, ihm regelmäßig die Teppichbeete zertrat.

Heute ließ er bei ihrem Näherkommen den Handwagen mit den Palmen stehen und that etwas, was er noch nie für nötig befunden hatte: er küßte Sefi die Hand.

"Ich wollte gnädigem Fräulein unterthänigst condolieren," sagte er, "und ich wollte gnädiges Fräulein auch unterthänigst bitten, mich in Gnaden auf meinem Posten zu belassen."

"Aber was fällt Ihnen denn ein, Niemann, darüber habe ich doch gar nichts zu bestimmen!"

"Doch, doch, wenn gnädiges Fräulein hier erst die Herrschaft sind, wie Sie es doch bald nach dem Testament des seligen gnädigen Herrn sein werden — —."

"Reden Sie doch keinen Unsinn, Niemann! Ja, die Herrschaft in dritter Linie, wie jetzt auch, aber das nutzt uns beiden nichts!"

Der Gärtner schüttelte lächelnd den Kopf.

"Nein, nein, gnädiges Fräulein wird unsere Herrschaft, und ich bitte unterthänigst, daß gnädiges Fräulein sich später erinnert, daß ich der erste war, der es gesagt hat. Gnädiges Fräulein wissen es vielleicht selbst nicht, aber der Johann hat es ganz deutlich gehört, als der Herr Rechtsanwalt das letzte Mal beim gnädigen Herrn war. Die alten Herrschaften erben alle nichts, und ein junges Fräulein, das noch nicht erwachsen ist, halten zu Gnaden, ist die Erbin."

"Wer hat das gesagt? Der Johann?"

"Ach, bitte doch sehr, uns nicht in Ungelegenheiten zu bringen. Der Johann hat es sonst keiner Seele gesagt, und die andern erfahren es ja auch noch früh genug bei der Testaments-Eröffnung; aber ich dachte, gnädiges Fräulein sollten es doch wenigstens wissen."

Sefi's Wangen glühten. Wenn das wahr wäre! Ihr Herz kloppte schneller. Sie die Herrin von Gellowa, sie die Besitzerin von Millionen! Und daß alles sollte sie dem alten Manne verdanken, der sie nie in seinem Zimmer hatte leiden wollen, und der jeden ihrer Wünsche, wenn ihm dergleichen durch die Tanten vermittelt worden war, abgeschlagen hatte?

"Es ist gut, Niemann," sagte sie endlich, "es bleibt wohl vorläufig am besten unter uns."

"Und ich bitte unterthänigst, gnädiges Fräulein wollen mir eine gütige Herrin sein!"

Sie nickte.

"Ja, Niemann, aber — Teppichbeete brauchen Sie dann nicht mehr anzulegen."

"Ich werde mich in allem nach den Wünschen des gnädigen Fräuleins richten."

Er nahm seinen Narren wieder auf und fuhr dem Hause zu.

Sehr langsam und nachdenklich folgte ihm Sefi.

Sie ging geradeswegs auf das Sterbezimmer zu, das sie bisher ängstlich vermieden hatte. Leise öffnete sie die Thür.

Niemand war drinnen.

Der Todte lag auf seinem Bett, weil der Sarg noch nicht angekommen war. Die wachsbleichen, mageren Hände ruhten gefaltet auf der weißen Decke. Wie aus Stein gemacht erschien der Kopf mit seinen im Tode scharf hervortretenden großen, edelgeschnittenen Zügen, die ein langer, schneeweisser Bart umrahmte.

Sefi schauerte zusammen.

War das der Großvater? Der übelnugige, hüstelnde alte Herr mit der rauen, unfreundlichen Stimme, der aus der Tiefe seines Lehnsessels hervor doch das Regiment im Hause so straff führte? Der alte Heiterkeit, jeden Frohsinn unterdrückte, sodass es wie ein My auf den Gemüthern aller Bewohner gelastet hatte? Und dieser finstere, in sich abgeschlossene Mann hatte an Sefi gedacht? Er hatte beschlossen, ihr Leben zu einem glänzenden, freudenreichen zu machen? Warum? Sie hatte es nicht um ihn verdient! Warum sollte sie bevorzugt werden? Eine plötzliche Angst schnürte ihr das Herz zusammen, während sie auf das stillle Gesicht herabblieb. Hundert Fragen stiegen in ihr auf, die sie nicht zu beantworten wußte. Sie hatte noch nie einen Todten gesehen, und das physische Grauen, das sie unwillkürlich empfand, gesellte sich zu der psychischen Qual, daß sie hier einem unverstandenen Räthsel gegenüber stand. Vielleicht war der Todte besser gewesen, als sie geglaubt hatte, vielleicht hatte sie ihm gegenüber etwas versäumt, was sich nie wieder gut machen ließ, und er hätte sie geliebt, hätte sie ihm Liebe entgegengebracht!

Eine plötzliche, leidenschaftliche Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden, überkam sie, zugleich mit der Erkenntnis, wie lieblos ihr Leben sei.

"Mein Gott, mein Gott!" flüsterte sie, und in Thränen ausbrechend sank sie plötzlich in die Knie.

Da wurde die Thür geöffnet. Sefi sprang auf. Sie stand ihrem Vater gegenüber, und alle Liebessehnsucht ihres Herzens drängte sich in dem Ruf zusammen: "Papa, mein Papa!"

Herwart Lucia wischte förmlich erschrocken, einen Schritt zurück; aber sie schmiegte sich an seine Brust und schlängte die Arme um seinen Hals.

"Habe mich lieb, Papa, ich habe sonst niemand auf der Welt!"

Er wehrte sie leise ab. "Sei vernünftig, ich bitte Dich, es ist der Welt Lauf, daß alte Leute sterben."

Sefi's Arme sanken plötzlich schlaff herab, sie sah an ihrem Vater vorbei, und ihr Blick glitt wie absweisend über die Gestalt eines jungen Menschen hin, der hinter ihrem Vater stand und mit finster zusammengezogenen Brauen die Gruppe vor sich betrachtete. Er war zugleich mit Herwart Lucia eingetreten, und er hatte ein gutes Recht, neben diesem zu stehen, denn er war sein Sohn, Sefi's einziger Bruder; und doch stand er da, als gehöre er nicht dazu, und als ginge das alles ihn nichts an. Er streckte der Schwester

nicht die Hand entgegen, und sie flüchtete nicht von der Brust des Vaters in seine Arme.

"Ach — Du!" war alles, was sie sagte, und er antwortete nichts darauf. Es zuckte um seinen Mund. Niemand hätte sagen können, ob es Tadel oder Abweisung, oder ob es eine Neuflözung des Mitleids war, die sich auf seine Lippen drängen wollte. Schweigend trat er zur Seite, und Sefi huschte an ihm vorüber, die aus den hervorbrechenden Thränen mühsam zurückhaltend. In der Thür begegneten ihr die Männer, die den Sarg brachten. Sie schauerte zusammen und eilte hinaus, während Herwart in kurzen Ton den Leuten Befehle ertheilte.

Herwart von Ludna hatte die Schönheit seiner Mutter geerbt, jene Schönheit, die einst einen so bestreitenden Einfluß auf den Verstorbenen ausgeübt hatte. Dieselben blauen Augen blickten unter schöngeschwungenen, tiefdunkeln Brauen aus dem Gesichte des Mannes; dieselben Augen, mit denen die Mutter einst alles durchzusehen gewußt hatte, was sie wollte; und der etwas allzu volle Mund, der ihrer Schönheit vielleicht Eintrag thät, wurde bei ihm durch einen dunkeln, wohlgepflegten Vollbart verdeckt. Wie er so stand, die Leute um sich her um Hauptes Länge überragend, war er das Bild eines schönen Mannes, und niemand hätte in dem etwa zwanzigjährigen schwächtigen Menschen an seiner Seite seinen Sohn vermutet; so bestimmt und elastisch die Bewegungen des Vaters waren, so unbefangen erschien die Haltung des Sohnes.

"Siehst Du denn nicht, daß Du den Leuten im Wege stehst?" fuhr Herwart ihn an. "Tritt doch zur Seite, zu brauchen bist Du doch nicht!"

Da blieb es kurz auf in den verschleierten Augen.

"Ich wollte ja auch nicht kommen, Vater."

"Unsinn, vollkommener Unsinn; Du gehörst natürlich hierher!"

So leise die Worte gesprochen wurden, so heftig wurden sie doch hervorgestoßen.

Eine feine Röthe überzog die Stirn des jungen Mannes, die breiten Lider verdeckten wieder die Augen, und Herwart vollendete die Aufbahrung des Verstorbenen, ohne weitere Notiz von seinem Sohne zu nehmen.

Alma von Ludna trat ein.

"O, mein Gott," rief sie, mit einem nervösen Schluchzen dem Sarge gegenüber stehen bleibend, während die Männer leise aufstretend sich entfernten.

"Ich bitte Dich, keine Scene," sagte Herwart, "es ist hier Nöthigeres zu besprechen!"

"Ach, und der liebe Theo, da ist er ja auch!" fuhr Fräulein Alma in weinerlichem Tone fort, ihrem Neffen die Hand entgegenstreckend. "Wer hätte das gedacht!"

Theo's Fingerspitzen berührten mit augenscheinlichem Widerwillen die dargereichte Hand, während Herwart sich ungeduldig abwandte.

"Ich werde noch heute den Amtsrichter aussuchen; die Testaments-Öffnung muß sofort nach der Beisetzung erfolgen," — sagte er, weitere Gefühlsäußerungen kurz abschneidend.

"Der Amtsrichter hat neulich hier geäußert, daß der Justizrat Brettner vom lieben, seligen Papa aussersehen worden sei, das Testament zu verlesen," lispete Fräulein Alma.

"Brettner, — Brettner? — Ach, das ist der alte, trodene Schleicher! Ist denn der immer noch im Verkehr mit Papa geblieben? Ich denke, sie waren aus einander?"

"Wenn Du meine Briefe aufmerksammer gelesen hättest, lieber Herwart —."

"Über diesen Punkt hast Du mir nie etwas geschrieben, immer nur das Lamento über Sefi, das ich saß hatte."

"Ich habe Dir doch geschrieben, daß Brettner in der letzten Zeit öfter hier war, und daß die alte Freundschaft wieder neu aufzuleben scheint."

"Kein Wort weiß ich! Aber das kommt von Deinem sentimental Geschreibsel, aus dem kein Mensch klug werden kann."

"Du hast meine Briefe eben nicht gelesen, o, ich hatte immer das Gefühl davon!"

"Unsinn und kein Ende! Nun, ich —" er unterbrach sich plötzlich — "ich werde also sofort zum Amtsrichter fahren!" Er verließ das Zimmer.

Tante und Nette standen sich einige Augenblicke schweigend gegenüber. Dann begann Fräulein Alma mit einem tiefen Seufzer: "Es ist recht schwer, mit Deinem Vater auszukommen, mein armer Theo. Gott gebe, daß alles gut gehen möge. Du siehst übrigens recht elend aus!"

"Ich? — O — nein, ich danke, es geht mir gut!"

"Armer Theo, ich denke, es ist Dir und uns allen zu wünschen, daß bald bessere Zeiten für uns kommen."

Statt aller Antwort wandte er sich kurz ab und trat an das Fenster, wo er die Stirn gegen die Scheiben legte.

"Armer Theo, Du hast wohl wieder Kopfschmerzen?"

"Ich? Nein, ich danke, es geht mir wirklich ganz gut!"

Sie schüttelte den Kopf und ging langsam hinaus.

Im Hauseflur begegnete sie Frau von Palten.

"Theo ist drinnen?" sagte sie, "der Arme, er wird immer sonderbarer, ich glaube wirklich, er ist nicht recht." — Sie tippte bedeutungsvoll an ihre Stirn.

"Wie ist das auch anders möglich," gab Frau von Palten zurück, "bei der Art und Weise, wie der aufgewachsen ist! Kein Mensch weiß, wie und wovon er lebt."

"Ach ja!" seufzte Fräulein Alma.

"Ja, es ist unerhört, daß Ihr Euch nicht um ihn kümmert, Du sowohl wie Dein Bruder!"

"Ich? Mein Gott, was sollte ich wohl thun?"

"Du bist doch sonst nicht so unpraktisch," sagte Frau von Palten und schloß die Thür hinter sich lauter, als das in so unmittelbarer Nachbarschaft des Sterbezimmers passend war.

III.

Die Beisetzung hatte stattgefunden. Der alte Herr ruhte in dem Mausoleum, das er noch bei seinen Lebenszeiten im Park hatte errichten lassen, weil, wie er zu sagen pflegte, nach seinem Tode sich doch niemand um diese Angelegenheit gekümmert haben würde.

In dem Saale, in dem die Palmen noch standen, die den Sarg beschattet hatten, war die Familie versammelt, um der Öffnung des Testaments beizuwohnen. Herwart von Ludna ging mit nervöser Ungeduld zwischen seinen Verwandten hin und her.

"Wo ist denn Theo?" fragte er, suchend umherblickend.

Er stand gerade vor einem sehr jungen, etwas stutzerhaft gekleideten Menschen, der, ein Kind des Verstorbenen, den letzten Rest seiner Sommerferien dazu verwandt hatte, um der Beisetzung des alten Herrn beizuwohnen.

"Ach, Sie sind noch da, lieber Egmont?" sagte Herwart etwas gedehnt. "Wissen Sie nicht, wo Theo ist?"

"Keine Ahnung, Herr von Ludna!"

"Wollen Sie mir den Gefallen thun, sich nach ihm umzusehen? Auch Sefi fehlt, — eine Viertelstunde kann schon noch vergehen, bis der Justizrat kommt."

"Schön, ich werde die beiden suchen!" Egmont Malcolm entfernte sich.

Herwart sah ihm mit einem mißbilligenden Blick nach und zuckte die Achseln.

Was wollte der eigentlich? Dachte er vielleicht auch an eine Erbschaft? Lächerlich!

Egmont hatte sich indessen hinausgegeben und wandte sich dem Gartenausgang zu. Dort, auf dem leichten Pfleger der Treppe saß Sefi in Gesellschaft eines prächtigen Pfauen, dessen buntberingter Schwanz in der Sonne glänzte, während er mit dem metallisch schillernden Halse langsam gravitätische Bewegungen mache, als wolle er das schöne Farbenspiel recht zur Geltung bringen.

"Fräulein Sefi," rief Egmont in vorwurfsvollem Tone, "wissen Sie denn nicht, daß wir schon alle versammelt sind?"

Sie wandte sich ihm über den Pfau hinüber zu und lachte.

"Natürlich weiß ich das, und deshalb sitze ich mit Hans' hier."

"Hat Ihr Herr Vater Ihnen nicht gesagt, daß er Ihre Anwesenheit drinnen wünscht?"

"Freilich, aber das ist für mich nicht maßgebend!"

"Aber Sefi!"

"Entsegen Sie Sefi nur nicht so, was ist denn dabei? Ich weiß vielleicht mehr von dem Testamente als alle, und gerade deshalb will ich nicht dabei sein, wenn es verlesen wird."

"Solche Drakelsprüche kann ich nicht verstehen, ich weiß nur, daß Ihr Herr Vater Ihre Anwesenheit wünscht, und daß ich außer Ihnen noch Theo suchen muß!"

Mit einem Sprunge war Sefi von dem Pfleger herabgeglitten, sodah der Pfau erschrocken aufschlatterte.

"Was? Theo ist auch nicht dabei? Das ist das erste, was mir von ihm gefällt, — vorausgesetzt, daß er nicht etwa aus Dummheit fehlt!"

"Warum halten Sie alle Theo eigentlich für dumm?"

Sefi tippte auf ihre Stirn und zuckte die Achseln.

"Es fehlt ihm eben da."

"Das begreife ich nicht! Gesprochen hat er freilich kein Wort mit mir, — aber er hat mit achtzehn Jahren sein Abiturienten-Examen gemacht, er bereitet sich schon auf den Referendar vor."

"Er hat Vernunft, aber sonst keinen; sehen Sie ihn doch mal an, wie er herumgeht!"

"Ich finde das sehr sonderbar, daß Sie so über Ihren Bruder urtheilen."

"So? Nun, ich — ich finde Sie auch sehr sonderbar! Versäumen Sie nur ja nicht die Testaments-Öffnung!" Sie lachte laut auf und lief davon. Er blieb ihr ärgerlich nach.

"Das ist ein Kobold von einem Mädel! Aber — ich wünschte auch, ich wäre nicht hier geblieben, — sie sehen einen alle so sonderbar an. Er ging in den Garten hinab, um Theo zu suchen.

In einiger Entfernung vom Hause stand er auf einer Bank hinter einer Taxushecke.

"Ich komme im Auftrage Ihres Herrn Papas, Herr von Ludna," begann er, höflich seine Mühe lustend.

Theo machte eine verneinende Kopfbewegung.

"Lassen Sie es gut sein, Herr Malcolm, ich bin absichtlich hier geblieben; — übrigens hörte ich soeben einen Wagen über die Rampe rollen, — der Justizrat ist also da, und wenn Sie nichts versäumen wollen —."

Egmont Malcolm erröthe unter dem etwas spöttischen Ton, in dem Theo zu ihm sprach.

"Ich habe da drinnen durchaus nichts zu versäumen, Herr von Ludna, wenn Sie mir gestatten wollen, hier zu bleiben."

Theo rückte unwillkürlich zur Seite, und Egmont setzte sich neben ihn. Theo, der ein Buch in der Hand hielt, begann ein wenig nervös darin zu blättern, und Egmont malte mit seinem zierlichen Stöckchen Figuren in den Sand.

Er hätte gern gesagt, daß er eigentlich nur aus Neugierde und Unüberlegtheit nach der Beisetzung in Hellowa geblieben wäre; es war ihm peinlich, daß offenbar auch Theo dachte, er sei hier, weil er eine Erbschaft erwartete; aber er fand das rechte Wort für den Anfang nicht.

Endlich sagte Theo: "Wissen Sie, wann der nächste Zug nach Berlin geht?"

Egmont nannte die Zeit und fügte hinzu: "Ich wünschte, ich wäre auch erst so weit, daß ich von Hause fort und in die Welt könnte."

"Seien Sie glücklich, daß Sie ein zu Hause haben!"

Das wurde in so ernstem Tone gesagt, daß die schneidige Antwort, die Egmont am liebsten darauf gegeben, ihm doch selbst nicht recht passend schien. Er schwieg und beobachtete seinen Nachbar von der Seite. Theo's Gesicht war schmal und blaß, aber die Stirne erschien schön gewölbt, Augen und Mund waren ernst und streng, doch sein geschnitten. Egmont hätte gern mehr von ihm gehört. Es fiel ihm ein, daß Theo's Vater allgemein als Erbe von Hellowa galt.

"Werden Sie in Hellowa bleiben, wenn Ihr Herr Vater —." Egmont vollendete den begonnenen Satz nicht, so erschreckte ihn die Veränderung, die plötzlich mit Theo vorging. Dessen Wangen rötheten sich, seine Augen blitzten zornig auf.

"Ich bin kein Schmarotzer!" rief er, "ein Mann soll für sich selbst sorgen, sonst verdient er nicht, ein Mann zu heißen!"

"Ich meinte ja nur, — Sie haben mich wirklich falsch verstanden," stammelte Egmont. Indessen Theo schien schon besänftigt.

"Lassen Sie nur," sagte er in ruhigerem Ton, "ich tauge wenig zum Verkehr, wie Sie sehen, ich bin am besten für mich allein."

Egmont erhob sich.

"Verzeihen Sie, daß ich Sie störte!" Er machte eine Verbeugung und ging davon.

Egmont Malcolm war sehr selten unzufrieden mit sich, aber in diesem Augenblicke war er es doch. —

Im Saale hatte die Spannung des Wartens zwischen ihren Höhepunkten erreicht.

Endlich erklang das erlösende Wort: "Der Justizrat kommt!"

Die Thür öffnete sich leise knarrend, und auf der Schwelle stand der Erwartete, ein weißblößiger Herr in enganliegender, fast zu knapp erscheinender Kleidung. Die lange, hagere Figur war etwas nach vorn geneigt.

Er wandte sich nach der Seite, um einige Worte mit Herwart zu wechseln, und stand so mit seinem runden Rücken und herabgeneigten Kopf einen Augenblick wie ein schwarzes Fragezeichen in der Thür. Dann schnellte der unverhältnismäßig kleine Kopf empor, die schwarzen behandschuhten Hand glitt über den kurzen grauen Vollbart, die Brillengläser blitzten im Lichte der gegenüberliegenden Fenster und verbargen die Augen vollständig.

Mit einer steifen Verbeugung begrüßte er die Versammlten, worauf er sich auf den für ihn bestimmten Platz niedergleiten ließ. — Der Amtsrichter überreichte ihm das versiegelte Testament, dessen Aufschrift lautete: "Durch Herrn Justizrat Rechtsanwalt Brettner der Familie vorzulesen." Der Justizrat las diese Aufschrift, dann erbrach er die Siegel. Das leise Knistern dieser durchdrückte die Versammlten wie ein elektrischer Schlag.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Ziehkind.

Novellette von Gertrud Franke-Schivelbein.

Ilse hatte ihren weißen Pelerinen-Mantel umgelegt und den großen seidenen Greenaway-Hut auf dem Kopfe. Die Mama gab ihr noch einen Kuss und einen ganzen Haufen guter Lehren mit auf den Weg. Dann stieg das kleine Fräulein wohlgemut in die Unterwelt — d. h. auf die Straße — hinab.

Im rechten Arm hielt sie ihre Martha-Puppe. Der linke schleppte einen winzigen Korbwagen hinter sich her. Auf jeder Treppenstufe gab es einen kleinen Rummels, den Ilse prompt mit einem onomatopetischen „Bu, ba, trads, hopp“ . . . u. s. w. markierte. Einmal trachte es sogar bedenklich, und der Inhalt des Wagens, der in lauter kleinen sauberen Federbetten bestand, rollerte nach allen Richtungen über die Stufen.

Die kleine Dame sah sich um, sagte bedauernd „O!“, seufzte aus Herzengrunde und stand ein Weilchen, als erwarte sie, daß die Ausreißer von selber wieder an Ort und Stelle marschieren sollten. Da dies aber begrißlicher Weise nicht geschah,

„Onkel Robbat“, sagte sie, ihre Last niederschend, mit geschäftsmäßiger Kürze, „hast Du heut' was?“

Hierauf hielt er ihr eine lange Rede, die in dem niederschmetternden Vorwurfe gipfelte, daß sie immer nur läme, um ihn zu brandschämen. Ilse aber stützte sich mit dem Ellbogen auf einen Stuhl, nahm die Korallentente zwischen die rothen Lippen, schlenderte mit dem rechten Bein und quatschte mit so unverhohlener Herstreuthheit im Zimmer umher, als habe Onkel Robert chinesisch gesprochen. Dann auf einmal fiel ihr etwas ein. Sie fuhr mit der Hand zwischen die Falten des Kleides in die Tasche und hob die kleine Faust sammt dem Nötkchen so hoch, daß allerlei niedliches weißes Unterzeug zum Vorschein kam. „Sieh 'mal, Onkel Robbat!“

„Was denn, Prinzessin? — Der neue Unterröck mit dem blauen Rande? — Bezaubernd! Auf Ehre!“

Sie schüttelte überlegen lachend den Kopf. „Bist Du aber dummkopf!“ sagte sie. Er legte sich weiter auf's Rathen.

„Ah, — richtig! Die Tasche! — Alle Achtung! Famoß!“ Sie nickte würdevoll. „Jetzt bin ich schon groß. Und ich habe auch ein Taschentuch drin. Siehst Du? Und kann Apfel 'rein stecken und Nüsse . . . und Täles . . . und Bilder, — was Du hast!“

Der Onkel strich nachdenklich seinen Bart, — oder das, was

„Ja!“ sagte sie, mit der Seelengröße des echten, gotischen Talents jede falsche Bescheidenheit verschmähend. „Aber hast Du denn auch einen Bleistift, Onkel?“

Da er wußte, daß er sich nur durch das Opfer eines solchen von der kleinen Begleiterin loslaufen konnte, ließ er an seinem Schreibtisch und holte einen ganz stattlichen Faber, der kaum zur Hälfte verbraucht war.

„Der ist aber klein . . .“ sagte sie in ihrer grenzenlosen Chlichkeit. Als er ihr indeß zuredete, daß sie damit sogar jeder Dame zwei Köpfe malen könne, war sie zufrieden. Sie packte ihren Mantel in den Wagen, nahm ihre Last wieder in die Arme und ging zur Thür. „Tsch, Onkel!“

„Und krieg ich keinen Dank?“

Sie hielt ihm das rosige Mäulchen hin, auf das er einen herzhaften Kuß drückte. „Na, — und das — von vorhin . . . daß Du meine Frau wirst, — dabei bleibt's natürlich, hört Du?“ fragte er, indem er ihr die Thür öffnete.

Aber nein, sie hörte nicht. „Dore! Dore!“ rief sie dem Kindermädchen zu, das den kleinen Bruder in dem hübschen, blauweißen Korbwagen vor der Thür auf und ab fuhr. „Dore! Ilse hat 'was! Sieh 'mal bloß, Dore!“

Onkel Robert nahm die Nichtbeachtung seines ersten Heirathsantrages mit philosophischem Gleichmut auf. Lachend sah er



In der Marsch.

Nach dem Bilde von J. Broili. — Siehe Seite 96.

Photographie-Verlag von Vintenbos & Dewald, Im Haag.

trug sie sie unter jammervollem Stöhnen zusammen, stupste Martha mit in das Fuhrwerk, so rücksichtslos, daß ihre ledernen Beine herausbaumelten, und schleppte die ganze Geschichte, hochroth vor Anstrengung, in ihren beiden runden Armen weiter abwärts.

„Nannette!“ rief sie auf dem Flur der ersten Etage, „Ilse geht 'unter! Und Püppchen geht auch mit!“

Sogleich flog die Thür auf. Eine schöne, blonde Kühe ward sichtbar, und eine ältere Person mit einer großen Schürze stürzte jubelnd heraus. „Du bist ja, Du goldig Herzle Du!“ rief sie, kniete bei der kleinen Dame nieder und überhäusste sie mit zärtlichen Liebeslungen.

„Also 's Kind geht 'unter?“ schmeichelte sie, „und nimmt gar 's Püppchen mit? Und au 's Wägle? Tausend ja, Du Goldherz! Und die Dore mit dem Brüderle ist au scho unte? Na, da lauf' als, Du Goldigs! Oder war' lieber! Die Nannett' tragt Dir's schwere Wägle!“

Etwas widerstreitend trennte Ilse sich von ihrem Spielzeug. Dann rückte sie ihren Hut gerade und wischte die Künze, die auf das ganze rosige Gesicht hinabgeregnet waren, mit dem Mantelärmel ab. „Muß nicht, Nannette!“ sagte sie mit komisch-vornehmer Missbilligung. „Ilse will das nicht!“

„Doch Dich's Mäuse heißt! Wird ja ganz wünscht, 's Kind, wenn mer's so arg herat!“ Damit nahm sie das kleine Fräulein bei der Hand und führte sie bis auf den nächsten Treppensturz, wo Ilse erklärte, sie könne jetzt allein.

Und während Nannette, über das ganze saltige Gesicht lachend, wieder in ihrer Küche verschwand, kloppte Ilse, da sie die Hände voll hatte, mit der Fußspitze an eine Thüre. „Onkel Robbat! Lopp, lopp! (I) konntest sie noch nicht sprechen) Stube rain! Ilse will Stube rain!“

Nicht lange, so that sich auch diese Thür auf und ein blutjunger Student mit langer Peitsche machte ihr eine tiefe Verbeugung. „Ah, Prinzessin Ilse! — Na, — treten Sie gefälligst näher!“

vorläufig bei ihm dafür gelten mußte. „Hör 'mal, Prinzessin, der Fall wird ja verzweifelt ernst! Da kann ich ja gar nicht anders! . . . Das sind ja schon mehr moralische Daumenschrauben! . . . Aber Du hast mich gestern bereits ganz ausgeplündert! . . .“ Und suchend schweiften seine Augen umher. Dann sprang er plötzlich vergnügt auf und brachte ein Büchelchen an, mit groben Holzschnitten von Damen-Toiletten, eine Geschäftsanzeige, die ihm heute zugeschickt worden.

„Sieh 'mal,“ sagte er, das kleine Mädchen auf seinen Schoß nehmend, „das herrliche Buch! Für meine lästige Frau nämlich. Und Ilse, — das wollte ich Dich schon immer fragen: Du wirst doch 'mal meine Frau, was?“

„Ja!“ sagte sie, durch diese ernste Wendung des Gesprächs nicht im mindesten aus dem Gleichgewichte gebracht. „Aber das ist ein dummes Buch. . . .“

„Ein dummes —?“ rief er empört. „Sieh einer! — Und warum denn, Du kleiner Kiesat?“

„Die Damen haben ja keine Köpfe,“ sagte sie im Tone tiefer Missbilligung.

Er kratzte sich hinter den Ohren. „Keine Köpfe?“ rief er gedehnt, um Zeit zum Überlegen zu gewinnen. Denn jetzt hieß es diplomatisch versfahren. Wenn er ihr sagte, daß seien überhaupt keine Damen, sondern nur Kleider, so kriege sie's fertig, das ganze Buch zurückzuwerfen.

Da kam ihm eine Idee. Er zog die Augenbrauen wichtig und geheimnisvoll in die Höhe. „Ich will ja die Köpflosigkeit dieser Gesellschaft durchaus nicht leugnen,“ flüsterte er. „Aber weißt Du auch, warum sie alle so zur Welt gekommen sind?“

Sie schüttelte ihren hübschen Blondkopf und starrte ihn erwartungsvoll an.

„Ei, damit Du ihnen welche malen kannst, natürlich!“ rief er, als sei das die selbstverständlichere Sache von der Welt.

„Darum?“ fragte sie argwohnisch und unterzog die „Damen“ einer streng kritischen Mustierung.

„Na, Spass bei Seite: Du malst ja doch so wunderschön!“

ihr nach, wie sie auf ihren dicken Beinchen durch den Garten rannte. Dann ging er mit einem kleinen Seufzer wieder an seine langweiligen Schmöker.

„Na, wo bleibst denn man!“ rief Dore ärgerlich. Ilse's „Absieg“ hatte mit allen Stationen gerade eine Viertelstunde gedauert.

Vor dem hübschen, wohlgepflegten Garten zog sich ein etwa metrierer, grashbewachsener Graben hin. Eine gemauerte Brücke führte von der Straße hinüber. Auf dem niedrigen Rande der Brücke, der wie geschaffen war als Sitzgelegenheit für kleine Leute, saß Ilse gar zu gern. Heute aber erblickte sie zu ihrem namenlosen Erstaunen dort ein fremdes Kind.

„Wer bist Du?“ fragte sie eifrig, alles andere über dem neuen Ereigniß vergessend. „Und bist Du ein Junge oder ein Mädchen?“

Ihre Zweifel waren allerdings nicht unberechtigt. Denn das Geschöpfchen, es möchte etwa vier Jahre sein, hatte zwar kurzgeschnittenes, strohfarbenes Haar, das nach allen Himmelsrichtungen borstenartig in die Luft strebte, aber die großen, wasserblauen, scheuen Augen, die aus dem gelblichblauen, häßlichen Gesicht blickten, bejahten gar nichts Jungenhaftes. Dazu kam eine lange ausgewaschene Hängeschürze, die gerade auf der Brust einen großen, dunkleren Flecken zeigte, und unter dieser glockten ein Paar grobe Lederhandschuhe hervor, deren Schnüre sich gelöst hatten.

Die unverhältnismäßige Größe dieser Fußbekleidung entlockte Ilse sofort die weitere Frage: „Du . . . und sind denn das Deine Füße?“

Das kleine lebendige Rädchenthat nichts zur Aufklärung der Sache. Es zog nur die Füße noch weiter unter die Schürze und starre seinerseits mit blöd Neugier das reizende Mädelchen an, als habe es nie etwas Ähnliches gesehen.

„Warum sitzt Du denn auf unserer Brücke, Du? — Und wo wohnst Du? Und wie heißt Du denn eigentlich?“ fragte Ilse. Sie stellte ihren Wagen nieder, um sich ungehindert der



Maria Padreco.
Nach dem Bild von G. Glakin. — Siehe Seite 96.

Geforschung des Räthselweisen hingeben zu können; zärtlich hockte sie auf den Boden hin, sah ihm von unten ins Gesicht und plapperte mit ihrer wunderbar entwickelten Beredsamkeit von der Mama, vom Brüderchen, von der neuen Tasche und andern wichtigen Dingen.

Aber ihre Liebenswürdigkeit schien das arme Kind nur noch mehr einzuschüchtern. Es sah von Zeit zu Zeit mit ängstlichem Blicke zur Seite und wäre gewiß ausgerückt, wenn es nur den Mut dazu gefunden hätte.

Da fiel Ilse das neue Buch ein. „Sieh 'mal!“ sagte sie, „das hat mir Onkel Hobbat geschenkt. Weil ich so wunderschön malen kann. Kannst Du auch malen? Soll ich Dir's schenken?“

Strahlend vor Freude sah sie, wie das kleine stumpfe Gesicht vor ihr sich erhelle. Und jetzt ein leises Nicken.

„Da hast Du's,“ sagte Ilse grobmunterig. „Aber sag': bitte!“

„Arige Kinder sagen immer 'bitte'.“

Nach einem langen Zögern kam ein heiseres „Bitte“ aus dem Munde des Kindes. Und dann schämte es sich auf ein-

mal, so heftig, daß es die Arme vors Gesicht legte. Und da sich's dabei zurückbog, verlor es plötzlich das Gleichgewicht, überstieg sich und lag im Graben.

Aber im Fallen löste diese kleine Sphinx ihr streng bewahrtes Räthsel. Ilse sah unter der flatternden Schürze ein paar dunkle Knabenhöschen und einen vielsack gefüllten Kittel.

„Dore!“ rief sie eifrig. „Dore! Es ist ein Junge! Aber, Dore, der Junge ist 'runtergeplumpst! Und es hat aber so geplatzt, Dore! Hol ihm 'rauf, Dore!“

Dore war eben mit ihrem kleinen Schuhbesohlenen herangekommen. Jetzt stand sie gleichmäigig an dem Schauplatz des Unglücksfalls und gugte, den Wagen sah auf und niederwippend, dem Jungen zu, der, ohne einen Laut von sich zu geben, auf die Füße zu kommen suchte.

„Desto eifriger redete Ilse. „Und es hat aber so geplumpst, Dore! . . . Aber hol ihm doch 'rauf, Dore!“

„Läß' ne mant,“ sagte Dore. „Das mußt' chwohnt wer'n.“

„Warum denn, Dore?“

„Das mußt' chwohnt wer'n,“ wiederholte Dore nachdrücklich. „Denn hießte, ho'n Puss un ho'n bischen Rasse, das ist darf nichts für ho'n chwohnlischen Wurm. Es ist der Klapproth ihr Chustav . . . hießte, da trabbelt er schon 'raus! Das is er nich andersft' chwohnt. Er schreit ja nich' mal. Während dem Du . . . und andre seine Kinder, wenn die in' Chraben fallen, die schrein.“

Dieser Beweis für die natürliche und sociale Ungleichheit zwischen seinen und gewöhnlichen Kindern war zu schlagend, als daß er Ilse nicht hätte überzeugen sollen. Und fühl bis ans Herz hinan, doch mit gespannter Aufmerksamkeit, sah sie zu, wie der kleine Gustav sich mühsam emporhob.

Erst als er wieder auf der Straße stand, jämmerlich genug anzuschauen mit seinen hinten gänzlich durchnähnten Höschchen und den offenen Schuhbändern, über die er bei jedem Schritte stolperte, trug ihr natürliches Gefühl den Sieg davon über Dore's Lehren. Mit ein paar Trostworten wollte sie ihm eben ihr Buch in die nassen Hände drücken. Da ließ sich eine leise Stimme hören. Eine alte Frau mit struppigem grauem Haar kam herzustützt. Sie packte den Jungen am Ärmel, versetzte ihm rechts und links Klaps und zog ihn mit sich fort. Und jetzt, — jetzt schrie der Junge, — und so furchtbar, daß es Ilse himmelangt wurde.

„Warum schreit er denn aber jetzt, Dore?“

„Das steht am Ende was zu Hause . . . von wegen das Rasse un die chünen Chrassfleden . . .“

„Ist das seine Mutter, Dore?“

„I bewahre! Mant seine Mutter, die Meier.“

„Dah' sie ihn zog, hatte Ilse mit eignen Augen geschn.“

„Aber warum zieht sie ihm so furchtbar, Dore?“

„Na, Kind, einer muß ihm doch ziehen. Wie sollte ho'n Wurm denn sonst chroß wern?“

Voll Entsegen stellte sich Ilse, auch ohne Kenntniß der alten griechischen Sagen, eine Art Prokletus-Bett vor, in dem die unheimliche Meier den kleinen Gustav freidete.

„Aber Dore, mich zieht doch keiner! Und ich bin doch von selbst so furchtbar groß geworden . . .“

„Ja, Kind, Du hast auch Deine Eltern!“

„Hat er denn keine, Dore?“

„Nu — ja —, wie man's nehmen will,“ sagte Dore zögernd. „Aber seine Mutter . . . das is ho'ne Geschichte . . . hießte, die dien nämlich . . . bei Herrn Professor Werner, wo Dein Papa auch mit bekannt ist . . . und da muß sie den Chungen natürliche austhun . . .“

„Und aber, wo ist denn aber sein Papa, Dore?“

„Ja hießte,“ Dore drückte ein Weilchen . . . „das is nu noch 'ne döllere Geschichte: der sitzt!“

„Der sitzt? Immerzu, Dore?“

„Immerzu!“ sagte Dore einflüsig und so gedehnt, daß eine halbe Ewigkeit zwischen den paar Buchstaben lag.

„Warum denn bloß, Dore? Steht er denn nie auf?“

„Ach, ho' nicht!“ sagte Dore geheimnisvoll. „Er hat da was auszuschaffen. Aber nu frag mant nicht mehr. Das hält da kein Mensch ans, das ewige Fragen . . . hieß' mal, da kommt der Karl Heister . . . un ho'n schönen Anzug . . .“

Dore war auf einmal blutrot geworden. Drüben ging ein schwuler Soldat, der einen kleinen Knaben an der Hand führte. Das war Majors Bursche — von Ilse, wie jeder, der in einer Uniform steckte, der Kaiser genannt — und Dore's legitimer Bräutigam. Der kleine Karl — Karlat sagte Ilse nach der Analogie von Onkel Hobbat — war Ilse's bester Spielgefährte. Und da er heute in einem blauen Sammetwams erschien und mit einem blauen Schleppjäbel über das Pflaster rasselte, erfüllte dieser glänzende Aufzug das leichtgeblendet Kleine Mädchenherz so vollständig, daß für den armen Gustav kein Windelein übrig blieb.

Am Abend aber, als Ilse ihre Martha-Puppe zu Bett bringen wollte und dabei das Buch von Onkel Robert fand, fiel ihr das seltsame Geschöpf wieder ein. Sofort bestürmte sie Dore mit Fragen. Denn Dore's Andeutungen hatten in ihrem kleinen Kopf eine wahre Revolution hervorgebracht.

Aber Dore mochte sich nicht den Mund verbrennen. Sie warf nur allerlei Brocken hin, die Ilse's Neugier bis ins Unerträgliche steigerten. Zuletzt verbat sie sich sogar energisch jede weitere Belästigung. Nur eine alleinige Frage wollte sie aus Chnade noch beantworten.

„Als besann sich . . . lange . . . Dann platzte sie heraus: „Dore, hat der kleine Junge so große Ohren, weil seine Zieh-Mama — —“

„Ach,“ unterbrach Dore sie ärgerlich, „das is nu wieder ho'n dummer Gedanke von Dir. Die Ohren hat er von Natur. Und die Frau Meier thut ihm kein Unthätigen an. Bloß was sein muß bei ho'n chwohnlischen Wurm, das allerlei Unarten an sich hat, z. B. daß' ne immer die Schuhbänder ausziehn . . . und will immerfort Wasser trinken, un ho'was, wo einer immer hinter'n her sein muß. Und dazu hat die Meier keine Zeit, vorzüglich bei das lumpige Kostheld, das die Klapproth für'n heben kann. — Aber nu kein Wuds weiter . . . bonst . . .!“

Ilse schwieg gehorsam und malte Köpfe, lauter Köpfe, gleich doppelseitig, denn das große Werk sollte heute Abend noch vollendet werden. „Dore,“ sagte sie nach einer Weile, als sie annehmen durfte, daß diese ihr Verbot halb und halb vergessen haben könne, „ist man sehr unartig, wenn einem die Schuhbänder losgehn?“

„Sehr!“ jagte Dore mit so gewaltiger Stimme und einem so niederschmetternden Blick, daß Ilse das Fragen für heute verging . . .

Zu ihrem Entzücken traf sie den kleinen Klapproth jetzt öfter auf „ihrer“ Brücke. Er sah da ganz still, die Hände unter der Schürze, ein richtiges Klümppchen Unglüd, froh, wenn seiner sich um ihn kümmerte.

Für Ilse hatte er den Reiz eines fremdartigen Menagerie-Thierchens. Sie war immer um ihn herum. Sie schenkte ihm das glücklich vollendete Buch und teilte Obst und Süßigkeiten, die Nannette und Onkel Robert ihr zustießen, gewissenhaft mit dem kleinen Proletarier. Sie bewunderte seine großen Füße, die abitzenden Ohren, die lange Mädchenschürze, die Glüden

auf dem Kittel. Keiner ihrer Freunde hatte derartige Absonderlichkeiten, keiner so interessante Familienverhältnisse. Seinetwegen erzürnte sie sich mit Karl Heister, der die festigste Eifersucht auf ihren neuen Freund zeigte. Karl war ein kleiner Tyrann, mit dem sie immer Pferd spielen sollte. Gustav verlangte nichts: er that, was sie wollte. Und so groß er war, — sie togte ihn auf „hundert Jahre“, — für sie war er ein Spielzeug, ein willentloses Ding, an dem sie ihre kindlichen Herrschaftsgeiste befriedigen konnte.

Es war ihr erster großer Sieg, als er ihren Namen aussprach . . . ganz schu und verschämt . . . und glückselig.

„Nu hieß' mal eins den Chustav!“ sagte Dore erstaunt. „Der kommt da ordentlich hoch!“

Und sie hatte recht! In der Gesellschaft seiner kleinen Freunden war das Kind wie umgewandelt. Es lebte auf. Es lachte, es jaulte vor Glück, wenn es mit ihr um die Wette lief. Die Frau Meier schickte ihn schon gleich morgens auf die Straße. Dann war sie ihn los.

Eines Tages aber wartete Gustav vergebens auf Ilse. Auch die Dore mit dem Brüderchen war wie von der Welt verschwunden. Da sah der Junge, ein Toggenburg en miniature, den ganzen Tag regungslos auf dem Brüderstrand und starre bald nach den Fenstern empor, bald auf die Haustür. Fremde Leute gingen aus und ein, — keine kleine, runde Gestalt im weißen Peterinen-ManTEL erschien.

Gegen Abend kam eine Frau heraus, die einen Korb am Arme trug. „Na, Du kleins Bürschle,“ sagte sie im Vorübergehen, „warst als ausis Ilse? Ja, da kannst lang sihe! Deich ischt arg frank, 's Ilse. Geh nur beim, sonst' verläßt Di au noch! Ischt arg rauh heut' Abed!“

Die ganze Straße nahm Anteil an Ilse's Erfahrung. Und als sie nach vierzehn Tagen wieder unten erschien mit Dore und dem Brüderchen, da gab's eine Freude und ein Fragen und Begrüßen von allen Vorübergehenden. Und Dore mußte immer wieder Rede und Antwort stehen, und Ilse bekam allerlei geschenkt: Spielzeug und Süßigkeiten und die leichten Herbstblumen.

„Wo ist denn Gustav?“ fragte Ilse ein paar Mal.

Dore antwortete ausweichend. „Ach laß' ne mant! Was willst denn von'n . . .“

Karl Heister kam heute wieder zu seinem alten Rechte. Sie spielten zusammen „zu kriegen“ und machten dabei einen solchen Lärm, daß die ganze Nachbarschaft merkte: Ilse ist wieder da!

Auf einmal aber blieb sie vor dem Nebenhause stehen, in dessen Hintergebäude die Meier wohnte. „Sieh' mal den komischen Wagen,“ sagte sie zu „Karlat“. Und beide riehen hin und her, was für ein sonderbares Gestell das sei, das wie ein kleiner Baldachin zwischen Kutschierbock und Wagen angebraucht war.

„Da kommen Koffer 'rein,“ meinte Karl zulegt mit männlicher Bestimmtheit. „Da reist einer ab . . . mit der Eisenbahn. Ich bin auch schon 'mal mit der Eisenbahn gefahren . . . die pfeift so furchtbar . . . so.“ Und er spitzte den Mund und versuchte zu pfeifen. Da aber Ilse sehr lachen mußte, stieß sie ihn zuletzt an und beide lachten und pfiffen um die Wette.

Nun trat ein Kutscher aus dem Hause, mit einem langen schwarzen Mantel. Er trug über der Schulter einen schmalen gelben Kasten. Den schob er unter den Baldachin, und dann flatterte er schwerfällig auf den Bod.

„Sieh' Du, da isch' schon der Koffer,“ sagte Karl. Es klung aber ein wenig ungewiß, denn die Form des Koffers kam ihm selber etwas sonderbar vor.

„Warum hängt denn aber ein Kranz dran?“ fragte Ilse zweifelnd.

„Das ist so,“ meinte Karl. „Wenn man abreist, kriegt man Blumen . . . zum Andenken.“

„Wer reist denn aber ab?“ fragte Ilse wieder. Und als Dore jetzt heransam, wollte sie von der ganz genauen Auskunft haben.

Doch Dore war erschrocken, als sie die Kinder dort stehen sah. „Kommt mant roß da weg,“ sagte sie. „Wenn das Mama sähe!“

„Warum denn, Dore?“ rief Ilse neugierig. „Was ist denn aber da drin in dem Koffer?“

„Der Chustav!“ sagte Dore und zog Ilse mit sich fort.

„Der Gustav?“ Die beiden Kinder ließen neben ihr her, unablässig fragend . . . nichts begriffen sie! Das Räthsel Tod trat zum ersten Mal in ihr sonniges Dasein.

„Wohin reist er denn, Dore? — Warum hat er sich denn da 'reingelegt? Warum sitzt er nicht lieber drin im Wagen?“

„Kind, — er ist ja gestorben!“

„Gestorben? Wie macht er denn das?“

Dore sagte der Wahrheit gemäß, daß sie das noch nicht probirt habe. Und dann erzählte sie, der kleine Chustav sei frank geworden, weil er immer auf der steinernen Brücke gesessen habe. „Un bei ho'nen Hundewetter! Aber er hat das warteit, daß Du 'runterkommen holtst und mit ihm spielen . . . Du bist ja aber auch frank gewesen.“

„Ja, aber Dore, ich bin doch nicht gestorben!“

„Na!“ meinte Dore, „was sie auch mit Dir alles ange stellt haben! Ein reines Kunstuß wär's gewesen, wenn Du nicht deund geworden wärst! Zwei Doctors . . . un die viele Medizin . . . und Deine Mama . . . Tag und Nacht hat sie ja bei Dir gesessen . . .“

„Aber Dore, warum hat ihn denn seine Mama sterben lassen?“

„Ja, hießte Kind . . . ho'n Wurm, das eigentlich härrich in die Welt gehört . . . und überall is es im Bege . . . un wo seine Mutter dient . . . un ihr bischen Cheld für ho'n unruhigen Esser hinsetzen muß . . . hießte, da is es 'n wahres Glück . . .“

In diesem Augenblide fuhr der Wagen mit dem gelben Kasten langsam an ihnen vorüber. Die Pferde ließen die Köpfe hängen, der Kutscher sah aus, als wolle er einschlafen.

Im Innern sah eine Frau, die das Taschentuch vor die Augen hielt, neben einem älteren, corpulenten Herrn.

Die Kinder starnten mit leichtem Gruseln hinein.

„Hast Du seine Mama gesehn?“ flüsterte Karl.

„Und jenen Papa?“ rief Ilse leise und aufgeregt. „Er fizte wirklich, Dore! Und so did . . . weil er ja auch 'was ausgegr.“

„Scht! Scht!“ machte Dore und hielt ihr den schwatzenden Mund zu. „Du bist doch aber 'n thanz abschaulicher Unart!“

„Aber Dore, — Du hast doch selbst . . .“

„Ach was, kleine Chans! . . . Das war ha der Herr Pastor!“

In ihrem Angesicht, musterte Dore eine Weile, und mit be-

klommenen Herzen schritten die drei schweigend über das leise raschende Laub, das den Boden bedekte. Und immer mehr gelbe Blätter tropsten herab, — ein paar Tage noch, und die Welt war kahl und totl . . .

Und langsam, langsam trotzte das unheimliche Gefährt vor ihnen her. Kleiner und kleiner wurde es. Bald mußte es um die Ecke biegen.

Die beiden Kinder hatten Dore's Rock gefaßt in einem dumpfen Gefühl des Grauens.

„Und wißt Ihr, was der kleine Chustav mitgenommen hat?“ fragte Dore geheimnisvoll.

„Nein, sie wußten es nicht.“

„Na, das Buch natürlich, was Du ihm geschenkt hast! Wo Du die vielen runden Köpfe 'reinhemalt hattest . . . siehste, daß er nicht loslassen, solange er frank war, und da hat's ihm seine Mutter denn mit in den Sarg gelegt . . .“

Ilse stand still. Ihr Mündchen zitterte.

„Kommt er nicht wieder, Dore?“

„Wie wieder?“

„Zeigt war der Wagen verschwunden.“

Und auf einmal fiel die furchtbare Bedeutung dieses „Wie wieder“ das arme, kleine, wehrlose Kinderherz Ilse's an. Sie verzerrte den Kopf in die Falten von Dore's Kleid und weinte bitterlich . . .

Rathdruck verboten.

Die Nachtigall.

Nun hat der Tag sein Werk vollbracht,
Die Amsel pfeift ihr Nest zur Ruh,
Aus Eichenwipfeln durch die Nacht
Süß singt das Kunk.

Gesättigt ruht die Schöpferkraft,
Indes vom weißen Lilienbeet
Der Hauch verhüttner Leidenschaft
Betäubend weht.

Da, horch, ein Ton! Und flötengleich
In goldenen Tropfen niederquillt's,
Drauf, wie ein Band in Lüften weich
Hinflatternd, schwilkt's.

Ein Klagelaut, lebendiges Moll,
Das halb die Sprosse niedersiegt,
Dann zückt es aufwärts jubelvoll
Und fällt und schweigt.

Aus ihrem Schlummer fährt Natur,
Den Odem rings verhält das All, —
Sie ist es! So kann's Eine nur:
Die Nachtigall!

Sie singt von keinem Erdenglück,
Ist Botin einer andern Welt,
Sie bringt ein Theil von dem zurück,
Was nie zerfällt.

Sie ist ein Geist, der kommt und lehrt
Der Dinge Maß und ewigen Reim,
Dann schmettert er Triumph und feiert
Zu Sphären heim.

Im Nest.

Wißt ihr, was ich entdeckte
Tief im Kastaniengeäß?
Fand drei nette, gesleckte
Eier im zierlichen Nest.
Hinweg und meidet den Ort!
Nachtigall, brüte nur fort!

Wieder kam ich zur Stelle,
Ward ein Mord hier verübt?<

Nachdruck verboten.

Die Rechte der Frauen.

Ein zeitgemäßer Traum von Maria Kirschner.

Dn jedem Dienstage pflegte Onkel Martin seine nächsten Verwandten zu einer heiteren Abendmahlzeit bei sich zu vereinen. Er war kinderlos und seit vielen Jahren Witwer. Mit seiner Frau hatte er zehn Jahre hindurch in glücklichster Ehe gelebt und sich über ihren Verlust eigentlich nie vollkommen getrostet. Als man seine Theresia zu Grabe getragen, war's ihm, als ob man ihm die Sonne ausgelöscht. Er löste seinen Haussitz auf, verzichtete auf Amt und Würden und pilgerte in der Welt umher. Wie er dann heimkehrte, fand er viele seiner alten Freunde nicht mehr vor, aber die Kinder aus seiner Verwandtschaft waren herangewachsen, und diese um sich zu versammeln, bildete jetzt sein größtes Vergnügen.

Heute war es nun an dem gemeinsamen Dienstag-Essen der Familie recht fröhlich gewesen, ja man hatte sich sogar lebhaft gestritten. Der Haus Herr selbst geriet, ganz gegen seine Gewohnheit, so in Aufregung, daß er gar nicht daran dachte, die ehrbaren Gemüther zu beruhigen.

Zwei seiner Nichten, die eine die Gattin eines hervorragenden Abgeordneten, die andere eine allerliebste kleine, sehr schwächliche Frau, gerieten über die Rechte der Frauen in einen lebhaften Meinungswechsel, an dem bald die ganze Gesellschaft Anteil nahm. Die Gattin des Abgeordneten, eine gescheide, liebenswürdige und sehr energische Dame, erklärte sich bestimmt gegen die Frauen-Emanzipation, während die schwächliche kleine Betty heftig über die Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes klagli und die Gleichstellung der Männer und Frauen auf das entschiedenste verlangte. Und diese kleine Frau hatte am Morgen desselben Tages einen Auftritt mit ihrer Kindermutterin gehabt und war weinend in das Zimmer ihres Gatten gekommen, um ihn zu holen, damit er seine Autorität bei der Wider-spenstigen geltend mache!

Onkel Martin, der sonst nicht leicht aus seiner Ruhe zu bringen war, wurde, wie gesagt, selbst heftig, als sich das Thema immer mehr verbreitete und man über die Wahlfähigkeit, die Universitäts-Studien, Ausübung der medicinischen Praxis und alle übrigen von den Frauen gewünschten und geforderten Rechte eine gar zu hitzige Debatte herbeiführte; er ließ sich zu einigen etwas allzu energischen Ausdrücken verleiten und schloß zuletzt mit dem Ausrufe: „Meiner Ansicht nach hat die Frau gar keine Rechte; ihre Bestimmung ist es einfach, sich zu unterwerfen!“

Mit dem alten Herrn konnte und wollte niemand streiten, — die Nichten verstimmt, die anderen Streiter schwiegen auch, und verstimmt verabschiedete sich ein Mitglied der Gesellschaft nach dem andern.

Der alte Onkel war nun allein, — allein mit seinen Erinnerungen! Warum kam ihm denn sein Heim heute gar so verdet vor? Es war geradezu unheimlich still um ihn herum; die Dienstboten hatten den Speisesaal abgeräumt, die Lampen ausgelöscht und waren wohl alle zu Bett gegangen. In seinem Schlafzimmer tickte die Stunduhr über dem Kamin, in dem noch ein erlöschendes Feuer knisterte. Onkel Martin rückte einen Lehnsessel heran, zündete sich eine Cigarre an und starrte vor sich ins Weite, Bettie — — — — —

Da ist's ihm plötzlich, als höre er eine ferne, undeutliche Musik und sieht gegenüber auf der Wand verschiedene Gestalten hin und her huschen! Nach und nach sieht er drei und Gestalten deutlich: es ist der Platz vor dem Reichstaggebäude, — es sind sehr viel Menschen dort versammelt. — Jetzt hält ein nettes kleines Coupé vor dem Portal; eine elegante junge Frau blickt aus dem Wagenfenster aufmerksam nach der Ausgangstür. Ein Mann in den dreißiger Jahren tritt eben rasch heraus. Er trägt eine Art Mappe oder Tasche mit Schriften unter dem Arm; seine Gestalt ist hoch und schlank, sein Gesicht ausdrucksstark, besonders sind dies die Augen. Die junge Dame hat ihn kaum erblickt, so öffnet sie auch schon von innen die Coupe-Thüre; der Herr, ein Abgeordneter, steigt alsdann zu ihr ein, und sie besichtigt dem Kutschere: „In den Tiergarten, Johann!“ Darauf verfaßt sie besorgt die Hand des Mannes, der offenbar ihr Gatte ist. „Wie blau Du bist, Heinrich! Die Debatte hat Dich wieder recht angestrengt! Ich kam gerade zu rechter Zeit, um Dich ein wenig in die frische Luft zu führen. — So, nur ein halbes Stündchen kannst Du Dir gönnen, dann mußt Du wieder in die Sitzung? — O, wie schade! Aber da, da sind die Beobachtungen, die Du wünschtest. Was Du immer noch in der Budget-Debatte ins Treffen führst, so vergiß nicht, es waren für den Invaliden-Fonds drei Millionen, dann 530,000 und 760,000 Mark, nicht zwei Millionen, 510,000 und 430,000 Mark!“

„Hast Du Dich genau überzeugt, irrest Du Dich gewiß nicht?“ fragt der Gatte.

Ganz gewiß nicht, drei Millionen, 530,000 und 760,000!“ versicherte die hübsche Frau ihrem Gatten. „Dann war es nicht die Norddeutsche Allgemeine, sondern die Kreuz-Zeitung, welche die scharfe Behauptung gegen das Centrum aufstellte! Und noch eines: die lebhafte Debatte über den Fonds hatte am 10. Mai stattgefunden, nicht, wie Du notirt, am 12. Mai.“

„So? Und habe ich den Reichskanzler richtig citirt?“

„Vollkommen! Du mußt Dir seine Worte fest eingeprägt haben, es fehlte nicht eine Silbe!“

„O, Du kleiner Bonn der Weisheit!“ scherzt der Gatte und faßt seine Frau unter das Kinn.

„Ich bin noch nicht fertig, Heinrich!“ meint eifrig die Frau; „Du weißt, daß der Abgeordnete B... gestern behauptete, der Kriegsminister sei ganz seiner Meinung gewesen; dem ist aber nicht so! Ich sah die Rede des Kriegsministers nach. Hier ist der stenographische Bericht! Sieh nur selbst!“

„Bravo, mein Schatz! Wirklich, Du hast Deine Sache gut gemacht, Du bist ein Mitarbeiter, wie ein Mann sich auf der Welt keinen besseren wünschen könnte!“

Ohne sich darum zu kümmern, ob sie jemand beobachtet, läuft er seine Frau und ruft dann dem Kutschere zu: „Um-fahren!“

„Schon?“ fragt die hübsche Dame, indem sie den Mund verzerrt. „Wie schade, daß Du bereits zurück mußt! Heinrich, bitte, dann darf ich wenigstens auf die Galerie! Ich möchte Deine Rede gar so gern hören, bitte . . .“

„Kein Herz, ich komme spät dran, ich bin als dritter Redner eingetragen, — aber gut, wenn Du willst! Wenn ich einmal zu heftig werde und ich denke, Du hörst es, da kommt gleich

Ruhe und Besinnung über mich. Ich werde mir bewußt, daß ich meine Würde keinen Augenblick zu vergessen habe, und — .“

Das Paar im Wagen, die Straße, — alles ist verschwunden! Onkel Martin glaubt, daß eine Wolke sich darüber gebreitet habe. Dann aber erscheint ebenso plötzlich ein anderes Bild.

Die Räume kommen ihm bekannt vor; er hat hier schon manchen Nachmittag, manchen Abend zugebracht. Und dort die hohe, elegante Gestalt? Ja, das ist Frau von Birstein, die Ihre Göte, — es ist heute ihr jour, — auf das freundlichste empfängt! Es sind schon sehr viel Menschen da, die Stimmung scheint eine äußerst animierte zu sein. In dem kleinen Neben-Salon stehen einige Herren um ein kleines Sofa, auf dem eine junge Dame Platz genommen; sie sind in eifrigem Gespräch mit ihr. Wie einer der Sprechenden zur Seite tritt, erkennt Onkel Martin die hübsche Frau des Abgeordneten wieder. Sie sieht freudig erregt aus.

Wirklich, gnädige Frau, es war die beste Rede der ganzen Session, Herr von Seilern hat sich selbst übertragen! Wir erkennen immer mehr in ihm die beste Kraft unserer Partei! Diese Schlagfertigkeit, vor allem dies bewunderungswürdige Gedächtnis!“

Die junge Frau lächelt glücklich.

Onkel Martin lächelt auch, und seine Blicke folgen zwei älteren Abgeordneten, die im Begriffe stehen, sich zu entfernen; er hört den einen sagen: „Und diese Selbstbeherrschung von Seilern! Wer hätte dem Hingucker das früher zugetraut! Auch der bissigste Zwischenruf vermögt ihn nicht aus seiner vornehmen Ruhe zu bringen.“

„Ganz richtig!“ erwidert der andere. „Uebrigens,“ fügt er hinzu, „war seine Frau heute auf der Galerie. Ich bin sonst nicht sehr für die Damen an Orten, wo nur Männer hingehören, indessen eine gewisse Gehaltenheit in den Sitten bringt ihre Gegenwart doch immer mit sich, sogar im Parlament.“

Und wieder flingt es wie ferne Musik, die nach und nach erstarbt, dann wird es ganz still; Onkel Martin dünt es, daß ein heftiger Platzregen niederging; die schweren Tropfen fallen herab auf dunkle Steine in einem finstern, engen, schlecht gepflasterten Gäßchen. Zur Rechten liegt ein Wirthshaus; spärliches Licht dringt durch Spalten in den Fensterladen hinaus nach der finstern Straße. Drinnen scheint es lebhaft zuzugehen, man vernimmt rohes Lachen, lautlos Schimpfen und Fluchen.

Zwei Gesälten kommen aus dem finstern Hintergrund immer näher, — ein alter Mann, der eine Lederne trägt, und eine an ihrem schwarzen Kleid und ihrer weißen Haube kenntliche bartherrige Schwester. Sie ist in einen weiten Mantel gehüllt; hin und wieder sieht man das metallene Kreuz auf ihrer Brust glänzen.

Die beiden sind vor dem Wirthshaus angelangt. Die Schwester schließt den Regenschirm; bei dem schwachen Lichtschein kann man jetzt ihr Gesicht sehen, daß einen gütigen, sympathischen, etwas müden Ausdruck zeigt.

„Gut, daß wir da sind,“ rust sie, „lange hätte mein baumwollener Schirm dem Unwetter nicht mehr stand gehalten!“

Sie eilt, die Thür zu öffnen; ein Mann mit verstörter Miene stellt sich ihr in den Weg.

„Was wollen Sie hier?“ sagt er rauh, aber nicht unfreundlich.

„Ich will zur Pflege, zu den Langer's oben, drei Treppen hoch.“

„Ja, schön, wissen Sie aber, daß es die schwarzen Blättern sind, an denen die zwei Brüder sammt ihren Frauen und dem Kinde erkranken?“

„Ja freilich weiß ich's, deßhalb bin ich ja gerade nötig!“ Sie tritt ein und steigt ruhig die morsche Treppe hinauf, hinter dem ihr voran leuchtenden alten Mann. Und in der Wohnung welches Elend! Alles starrt von Schmutz! Den engen Raum erfüllt ein schrecklicher Geruch; auf zerlumpten Lagern winden sich fünf todtrane, von aller Hülfe verlassene Menschen. Und hier hinein schreitet, während die Männer zurückbleiben, allein, mutig und fast heiter der Rettungssengel die barmherzige Schwester!

Im Gäßchen wird es immer finsterer; Onkel Martin scheint es, als schaue er gar nichts mehr, als schließe er fest, lange, lange. Ihm ist's, als vergingen Tage und Wochen, als erwache er dann wieder an einem hellen Frühlingstage und führe abermals das enge Gäßchen vor sich.

Jetzt sieht es dort viel hübscher und freundlicher aus! Vor den reinlichen Stufen des Wirthshauses steht die barmherzige Schwester; sie scheint sich von einigen Personen, die sie umringen, zu verabschieden. Zwei Männer sind's und ein blaßes Weib, das ein kleines Kind an der Hand hält. Die zwei Männer tragen auf ihren Gesichtern die deutlichen Spuren der bösen, überstandenen Krankheit. Das Weib und das Kind sind weniger entstellte; aber das zweite Weib fehlt, — die hat der Tod hinweggerafft! Die Schwester richtet herzliche Worte an alle, gibt ihnen gute Rathschläge und ermahnt den Betroffenen, der letzten Worte seiner verstorbenen Frau zu gedenken. Dem armen Manne laufen dabei die hellen Thränen über die Wangen, und Onkel Martin ist's, als ob auch seine Wangen feucht würden. „Ah,“ murmelt er vor sich hin, „nur Ausnahmen, solche Frauen, — so wie meine gute, liebe Theresia eine war! Aber ein Segen Gottes sind sie . . . ja, ja ein Segen Gottes!“ Dann blickt er wieder auf, um die Schwester und die ihr dankenden Wiedergenossen noch einmal zu sehen, — aber das Gäßchen ist verschwunden!

Ein vornehmes Wohnzimmer zeigt sich ihm, in dem sich zwei Frauen befinden. Die eine dieser ist eine im Lehnsstuhl sitzende ältere Dame, mit edel geschnittenen Zügen, die andere ein vor ihr knieendes hübsches, aber blaßes, junges Mädchen, das gerade einen Brief überliest.

„Mutter,“ sagt sie mit erstickter Stimme, „ich wünsche, daß Du den Brief liest, daß Du weißt, was ich ihm schreibe!“

Die Mutter nimmt den Brief, und Onkel Martin blickt ihr über die Schulter und liest mit:

„Lieber, lieber Felix!“

Du kannst Dir wohl kaum denken, wie schwer es mir wird, Deinen Brief, den ich heute morgen erhielt, zu beantworten. Wir haben einander, seit wir denten können, gelannt und lieb gehabt. Wo soll ich den Ruth her nehmen, Dir zu sagen, Felix, daß ich Deine Hand ausschlagen muß, — daß ich nicht die Deine werden kann! Du wirst mich lieblos, hart nennen! Thue dies nicht, denn mir bricht das Herz, weil ich Dir nicht folgen darf!

Aber, Felix, bedenke, ich bin nur ein unbedeutendes Mädchen, voll Schwächen und Fehler; wie könnte ich es mir zutrauen, Dich auf einen bessern Weg zu bringen? Meine

arme Mutter hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn ich Dir das Jawort gäbe! Sie weiß, daß Du ein Spieler bist, weiß, daß Du trotz aller Versprechungen weiter spielst! — Die Angst um uns beide würde sie tödten! Ich muß Dir deshalb jetzt entfliegen! Aber ich will keinem andern angehören, denn ich liebe Dich nur allein! Du bist nicht an mich gebunden; doch ich will auf Dich warten, bis Du ein anderer geworden bist. Daß dies geschehen möge, Beliebter, dafür wird Tag für Tag zum Himmel sieben

Deine

Dir ewig treue

Ella.“

Onkel Martin aber überkommt das Gefühl, es seien Jahre verstrichen, seitdem er Ella's Brief an Felix gelesen, und daß traurige Kriegszeiten hereingebrochen wären.

In demselben Wohnzimmer sieht er dieselben Personen wieder. Mutter und Tochter sitzen in tiefer Trauer an dem Tisch und arbeiten an Verbandzeug; die Tochter schluchzt herzbrechend. Ein Päckchen liegt auf dem Tische, daneben ihr Brief, der traurige Absagebrief, vergilt, zerknittert! Man hat ihn auf seiner Brust gefunden und ihn sammt einer Locke seines Haars gefandt. Seine letzten Worte zu einem Kameraden hatten gelautet: „Sage Ella, daß ich ein anderer geworden bin und ihrer Charakter-Herrlichkeit es verdanke, wenn ich in diesem Bewußtsein sterben darf. — Gott segne sie!“

Onkel Martin glaubt, im Traume geweint zu haben; als er die Augen wieder öffnet, ist es finster. Allmählig gewöhnt sich sein Blick an das Dunkel, er merkt, daß in der Ecke des Zimmers eine verhängte Lampe brennt. Nicht weit davon steht ein Bett, und darum befinden sich mehrere Personen. Da rückt jemand die Lampe und er kann besser sehen: in weiße Kissen gebettet liegt eine Sterbende, — eine alte Frau, — seine eigene Mutter! Und all der Zummer, der Schmerz, den er und seine Geschwister damals gefühlt, als sie wußten, daß sie nun für immer von diesem treuen Herzen scheiden müssen, wird in ihm wieder lebendig. Die Engelsgute, die nur für ihre Kinder gelebt, die sie gepflegt und gehetzt, als sie klein waren, diese geschnüpft, getrocknet und aufgerichtet hat, wenn später die Lebenswege sich oft nicht so glatt zeigten, wie sie es für ihre Lieben gewünscht, — sie muß von hinnen gehen, nie mehr soll ihr heures Gesicht den Kindern entgegenlächeln! Welch unendlichen Segen hat die ruhigen Weises Sterbende doch in ihrem Leben gestiftet! Wie war sie allen im Spielere treuer Pflichterfüllung vorangegangen, wie viele Menschen hatte sie beglückt und gebessert! Onkel Martin denkt an den Lebenslauf großer Männer, aber er vermag nicht, es sich vorzustellen, daß sie segensreicher auf Erden gewandelt hätten, als diese einfache Frau, seine Mutter!

Onkel Martin birgt sein Gesicht in seine Hände, — da scheint es ihm mit einem, als ob jemand die Hand auf seinen Arm lege. Heller Glanz erfüllt das Gesicht, er hört eine Stimme, deren Klang seine Seele aufs tiefste erschüttert. Vor ihm steht, oder schwebt vielmehr, sein Weib, in ihrer ganzen Jugendliche! Ein weites weißes Gewand umhüllt ihre Gestalt; ihr langes blondes Haar fällt in reicher Menge über ihre Schultern herab; ihr mildes, unvergleichliches Lächeln umspielt ihre feinen Lippen. Aber aus ihren Augen scheint den Gatten ein traurig sanfter Vorwurf zu treffen. — Ehe Onkel Martin noch sich recht der Vision bewußt wird, ist sie entwunden, — allein bedeutsame Worte, die ihm die Gattin einst in trauriger Stunde gesagt, als sie über ernste Dinge mit einander gesprochen, sind ihm mit Lebendigkeit ins Gedächtnis zurückgerufen worden. Sie lauten: „Liebe, Verehrung, Dank und Segenswünsche von den Männern zu empfangen für stilles, tapferes Wirken und Beglüden und für unermüdliche Selbstverleugnung, das ist der schönste Lohn, ist das wahre Recht der Frau!“

Onkel Martin erwachte. Es fröstelte ihn, doch merkte er es kaum, so sehr war er noch von seinen Visionen besangen. Wie seltsam man doch träumen konnte! — Woher war es denn gekommen? Richtig, richtig, die Debatte über die Frauenrechte hatte das wohl zusammen gebracht! — Ärgerlich erhob sich der Besuchsfrau, aber dann ließ er sich wieder in den Stuhl zurückgleiten und versuchte, die zerstatternden Traumbilder sich noch einmal zu vergegenwärtigen, besonders das letzte.

Und so ganz ohne dauernde Spur sollten die Bilder auch nicht an ihm vorübergegangen sein. Wenigstens ist es gewiß, daß er am nächsten Dienstage seinen Nichten die Versicherung gab, er wolle nie mehr so schroff über die Rechte der Frauen streiten; mit diesen werde es eben seinen natürlichen Weg geben.

„Vor allen Dingen aber,“ schloß er, „soll nicht das eine Geschlecht das andere zu befieheln und zu unterdrücken versuchen, oder sich einbilden, es könne ohne dessen freiwillig gewährte Hilfe vernünftig leben; denn was wäre die Frau ohne den Mann, und was, um Gottes willen, wäre der Mann ohne das Weib?“

Nachdruck verboten.

Papst Clemens XIV. über Erziehung der Töchter.

Von F. Arndt.

Clemens XIV. (Ganganelli), einer der edelsten, großherzigsten Männer, die je die Tiara getragen, richtete vor fast hundertfünfzig Jahren an eine ihm bekannte, hochgestellte Dame, die ihn wegen der Erziehung ihrer Töchter um Rat gefragt hatte, einige Briefe, denen wir folgendes, was noch heute allgemein interessiren wird, entnehmen:

„Verlangen Sie nicht, daß Ihre Töchter durchaus ebenso handeln wie Sie,“ schreibt der Rathgeber, „man macht sie leicht der Frömmigkeit abwendig, wenn man eine zu große Vollkommenheit von jungen Leuten fordert. Man darf seine Töchter nicht ebenso behandeln, wenn sie zwanzig Jahre sind, als wären sie erst zehn. Jedes Lebensalter, wie jedes Lebensverhältniß erfordert seine eigene Behandlung. Erweden Sie soviel wie möglich, Liebe zur Arbeit und Geschäft an guter Lektüre in Ihren Töchtern, aber nicht, daß es wie Zwang erscheint, damit die jungen Mädchen den Unterschied zwischen dem Kloster und dem Elternhause lebhaft empfinden.“

„Verheirathen Sie Ihre Töchter ganz nach Ihren Mitteln und Ihrem Stande, thun Sie ihnen in seiner Weise Zwang

an, ausgenommen, sie wollten eine Ehe eingehen mit einem lasterhaften oder verschwenderischen Manne. Die Ehe ist im allgemeinen der natürliche Beruf jedes Menschen; wer sie nicht eingeht, macht eine Ausnahme von der Regel."

Die Frau braucht keinen Hang zu weltlicher Eitelkeit zu haben, aber sie darf sich auch nicht über die weltlichen Gebräuche hinwegsetzen. Die Frömmigkeit wird zum Spott, wenn sie sich in absonderlichen Formen fand thut. Eine kluge Frau vermeidet es, sich bemerkbar zu machen; die Welt würde nicht so über die Frömmigkeit spotten, hätten die Frauen nicht selbst dazu Veranlassung gegeben. Die wahre Frömmigkeit besteht nicht darin, daß man sich in seiner Kleidung verkleidet oder nur dunkle Farben trägt. Bilden sich doch die meisten Frauen ein, — ich weiß nicht, aus welchem Grunde, — daß die dunklen Farben dem heiligen Geiste besser gefallen als die hellen. Aber man malt ja die Engel immer in Weiß oder Blau. Ich liebe die Frömmigkeit nicht, die sich in aufsässiger Weise fundiert; die Bescheidenheit hängt nicht von der Farbe der Kleidung ab, man braucht sich nur sittsam zu halten und sittsam zu kleiden und zu sein, wie der Mensch sein soll. In der Gesellschaft werden Sie bemerken, daß die Frauen, die anderen Leibes nachreden, zärtlich, erbittert gegen ihre Mitmenschen sind, nicht selten gern dunkle Farben tragen. Herbe und hart in ihrem Urtheil, sind sie bloß mit sich selbst zufrieden; jeder soll sich nach ihren Capricien richten, ihre Frömmigkeit ist eben nur eine launenhafte. Jeder wirklich Gottesgläubige ist geduldig, sanftmütig, demütig, niemals zum Zorn gereizt, er sucht die Fehler seiner Nebenmenschen zu verleugnen, wenn er sie nicht entschuldigen kann; jeder wahrhaft Gottesgläubige lacht mit denen, die lachen, weint mit den Weinenden. Die Scheinheiligen thun der Religion nicht weniger Schaden als die Gottlosen; immer ausgebracht und erbittert über alles, was nicht mit ihren Ansichten und Laien übereinstimmt, verfolgen sie alle Andersdenkenden, sie sind fanatisch oder abergläubig, Heuchler oder Ignoranten."

"Sie müssen dafür sorgen, daß Ihre Töchter Gesellschaften besuchen; eine mißverstandene Einigkeit stöchert die Leidenschaften nur auf, und für junge Mädchen ist es oft viel zuträglicher, sich in guter Gesellschaft zu bewegen, als allein zu sein. Stimmen Sie Ihre Töchter heiter, damit sie kein frömmelndes Wesen annehmen; zur Erholung gehen Sie mit ihnen spazieren oder veranstalten kleine Spiele. Wenn Sie sie zu geistiger Thätigkeit anhalten, so seien es aber nicht tiefe Studien oder abstrakte Wissenschaften, die häufig das weibliche Geschlecht nur etot und geschwächig machen."

Bor allem suchen Sie die Liebe Ihrer Töchter zu gewinnen; es ist das höchste Glück, das eine Mutter erstreben, der größte Vorzug, den sie genießen kann, um alles Gute nach ihrem Willen zu leiten. Strafen Sie immer mit schmerzlicher Empfindung und verzeihen Sie mit Vergnügen."

Am Schlusse der Briefe heißt es noch:

"Machen Sie Ihre Untergebenen glücklich, indem Sie sie nicht quälen; sie sind unferngleich, und man muß immer trachten, ihr Los zu erleichtern. Um siets gut bedient zu sein, muß man immer ein heiteres Gesicht haben; die wahre Frömmigkeit bewahrt immer dieselbe Ruhe und Milde, während die Scheinheiligkeit jeden Augenblick eine andere Miene annimmt."

"Lieben Sie die Armen, um so mehr, da Sie in der Lage sind, ihnen zu helfen; die Grundlage der Religion ist die Nächstenliebe, und die wahre Frömmigkeit besteht im Wohlthun."

Die scheinbare Verurtheilung aller wissenschaftlichen Thätigkeit der Frauen ist selbsterklärend nur im Lichte der damaligen Zeit aufzufassen; im übrigen sind es goldene Regeln, die wahrlich nicht der Vergessenheit anheimfallen sollten! Aber wer ließ wohl jetzt noch diese Briefe, und welche Mutter vermutet hat, daß sie sich hierin den besten Rath in der Erziehung ihrer Töchter holen könnte!

Nachdruck verboten.

Vroni.

Zu dem Bilde von Hanns Fehner. — Siehe Seite 89.

Unter den jüngeren Berliner Künstlern von Bedeutung zeichnet sich Professor Hanns Fehner besonders durch seinen frischen Humor und die Liebenswürdigkeit seiner Ausschaffung aus. Wie sein Lehrer Diefregger, hat auch er eine ganze Reihe lieblicher Mädchenköpfe geschaffen, die, gewöhnlichen Studentenköpfen an künstlerischem Werthe bei weitem übertrifft, in gleichem Maße durch Anmut, wie durch Tiefe der Charakteristik ausgezeichnet sind. Keine wohlposirten Modelle haben die Motive zu diesen holden Menschenbildern geliefert, die, halb Genres, halb Porträts, so lebensfrisch vor uns hertreten, sondern mit dem Wanderschabe in der Hand hat der Künstler seine Originale in den Dörfern und Sennhüten der oberbairischen Alpen sich gesucht. Ein Kind jener Berge ist auch die Vroni. Auf einer Alm in der Nähe des Geigenbauer-Dierischen Mittenwald, am Fuße des Karwendel, stand sie der Künstler, und oft habe auch ich mich an ihrem silberhellen Lachen erfreut, wenn ich den Maler zu der schönen, zwischen Almenrausch und Edelweiss erblühten Seunerin begleiten durfte, welche die Reinheit des Naturkindes in so entzückender Weise sich bewahrt hatte. O, die Vroni wußte wohl, daß sie schön war, und gern willigte sie ein, als der Künstler ihr den Kuss machte, sich von ihm malen zu lassen. Dabei spielte allerdings auch die Eifersucht eine gewisse Rolle, wie sie uns später freimüthig gestand. "Gelt, wird dös' Annert an Grimm ham, wann's mi g'malt ham und sie net", sagte sie oftmals, und zuweilen fügte sie etwas verächtlich noch hinzu: "No, und dem Scharnigmazi kann's a nix schad'n, dem dalterten Baum, dem!" Wie der Roman mit dem Scharnigmazi, einem Narzissen, der in der ganzen Gegend wegen seines vortrefflichen Bitherswerths berühmt war, abgelaufen ist, vermag ich nicht zu sagen; soviel aber steht fest: der Künstler hat nicht zum wenigsten ihm eines seiner anmutigsten Motive zu verdanken, denn die hübschsten Sennrinnen jener Gegend sind im allgemeinen nur schwer dazu zu bewegen, den Malern zu sitzen. — Hanns Fehner hat sich neuerdings fast ausschließlich dem Portrait-Jache gewidmet, zu dessen hervorragendsten Berliner Vertretern er zählt, und nur gelegentlich schafft er noch kleine Genreszenen, die er meist in der Empire-Zeit spielen läßt, und die sich ebenfalls wegen ihrer liebenswürdigen Darstellung großer Beliebtheit erfreuen. Unter den berühmtesten Fehner'schen Portraits mögen neben den zahlreichen reizvollen Damenbildnissen nur genannt werden: Prof. Virchow, der Maler L. Knous und die Dichter Wilhelm Raabe und Th. Fontane.

R. S.

Nachdruck verboten.

In der Marsch.

Zu dem Bilde von J. Brolyk. — Siehe Seite 92.

Die Marschen der Nordseeländer haben allezeit dem Maler, trotz ihrer scheinbaren Einsamkeit, Anregung und Stoff in Fülle gewährt. Die wunderbaren Belebungen des in der feuchten Lust gebrochenen Sonnenlichtes, das late Grün, der lippige Frieden des Daseins, der in traumreicher Ferne hinausgerückte Horizont, die einzelnen Baumgruppen als Inseln im Grasmeer, alles dies besitzt einen seltsamen Zauber, der auf die realistische, derbe, gesunde und reiche Kunst der Niederländer von hohem Einfluß gewesen ist. — Auch unser von J. Brolyk gemaltes Bild verröhrt diesen Geist. Man sieht eine Landschaft vor sich, wie sie sich etwa in der Gegend von Rydwijk befindet. Die ruhig weidenden Kühe stehen wiederum tief im Grase, aber sie schreiten zu der Aue, die am Beginn des älteren Bodens, der Geest, sich unter Bäumen durch die Flur schlängelt. Brolyk hat die beschauliche Stimmung ausgezeichnet getroffen. Man kann sich förmlich in die still trümmende Beschaffenheit hineinversetzen; man meint an der Aue zu lagern, im Schatten eines der Bäume zu ruhen und zu schauen, ohne Sonderliches zu denken, ohne nach einem Wechsel zu verlangen, zufrieden mit sich, mit der Welt und mit dem Gange der Stunde, die, ohne Überhastung versprechend, uns seinem ungewissen Ziele unter Aufregung und Beschwichtigung zuzagt. Kurz, es ist ein Bild, wie wir es in unserem Zimmer gern täglich vor Augen haben.

2. D.

Nachdruck verboten.

Maria Pacheco.

Zu dem Bilde von G. Clairin. — Siehe Seite 93.

Heldenmuth ist bei den spanischen Frauen keine seltene Tugend. Noch in diesem Jahrhundert haben die Frauen von Saragossa alle Welt mit dem Ruhm ihrer Thaten gefüllt, und die ältere spanische Geschichte ist reich an Beispielen edler weiblicher Charaktere, die den männlichen um nichts an Tapferkeit nachstehen. Eine der meistbejubelten dieser Damen ist Maria Pacheco, die Gemahlin des volkstümlichen Juan de Padilla. Padilla war alter toledanischer Herkunft und stand als Krieger bei Kaiser Karl V. in hohem Ansehen. Als die castillischen Stände sich 1518 wider den Kaiser, ihren König, empörten, war Padilla eben zum Feldhauptmann in Saragozza ernannt worden; allein er hielt es mit den Aufständischen und übernahm den Oberbefehl über das Heer der Comuneros gegen den König. Anfangs kämpfte er glücklich; doch als er sich verleiteten ließ, eine bei Villalar ihm angebotene Entscheidungsschlacht anzunehmen, unterlag er dem königlichen Heere nach tapferster Gegenwehr (1521) und geriet, verwundet, in Gefangenschaft. Nun war die Sache der Castilianer verloren, und Padilla ward nach wenigen Tagen hingerichtet. Aber seine Witwe Maria Pacheco zeigte den Kampf mit heroischem Muthe fort. Sie vertheidigte Toledo gegen den König und zog sich, nachdem die Stadt genommen war, in verzweifeltem Widerstande in den Alcazar, die Citadelle, zurück, in der sie sich bis 1522 hielt, worauf es ihr gelang, sich nach Portugal zu flüchten, wo sie schon 1531 starb. — Das Clairin'sche Bild zeigt die lächelnde Frau, wie sie mit ihrer Umgebung am Jahrestage der Schlacht von Villalar zu der heiligen Jungfrau zu beten pflegte. Das dürfte freilich ein Beten gewesen sein, in dem das heilige Flehen nach Vergeltung obenau gestanden haben wird, immerhin hogen wir Mitleid mit dem mutigen, jungen Weibe, daß den geliebten Gatten auf so furchtbare Weise verlieren mußte. — Clairin behandelt den Stoff ungemein wirkungsvoll. Die seltsame Flügelhand, die düstere Farbung, die leidenschaftliche Bewegung der Frauen im Hintergrunde, dies verleiht im Verein mit dem schmerzüberzeugten, vornehmen Gesichte Maria's dem Bilde etwas Fremdartiges, etwas durch eigenhümlichen Schauer das Interesse bestehendes. — Manch anderer der neuen Historien-Maler dürfte durch das Studium Clairin's lernen können, wie man derartige Thematik zu behandeln hat.

v. d. L.

Jahre, die nach der Geburt verstrichen sind, und zwar einschließlich, weil es in diesem Falle lediglich um den Begriff der Vollendung, des Innern, des Feierns zu thun ist. Dieser Begriff soll nun durch eine gleich auf Wortlauberei hinauslaufende Eigenschaft umgestoßen werden, und für eine kleine formelle Klarstellung erzielt man eine allgemeine sachliche Verwirrung. Wenn jemand 70 Jahre vollendet hat, seien wir seinen 70. Geburtstag. Allerdings würde die Bezeichnung 70jähriger Geburtstag formal unanfechtbar sein, allein der Ausdruck klingt schwächer, und acceptirt man ihn, so hat man fortan bei der Bezeichnung 60., 70., u. s. w. Geburtstag, da dieser als bequemer sich bei der Allgemeinheit erhalten wird, immer erst zu überlegen, wie alt denn der Jubilar nun wirklich geworden sei, und unbehaglich würden wir uns z. B. bei der Lectüre des „Siebzigsten Geburtstags“ fragen, wie kommt Johanna Heinrich Voß nur zu diesem Titel? Er hätte das Gedicht doch den „Siebzigjährigen Geburtstag“ nennen müssen, oder war der redliche alte Tom erst 69 Jahre alt? Dann war ja aber das ganz fest verfügt! Freilich, hätte Voß den „Siebzigjährigen Geburtstag“ geschrieben, wäre die Situation und der Triumph der Logik gerettet gewesen! — Sie sehen also, daß wir es leider nicht bei einem Cursive geblieben ist, für den alten entscheiden.

Clara v. S. — Rosa H. — Es freut uns, daß Sie unsere Nachbildung für werdende Schriftstellerinnen sehr geeignet finden. Das Studium der Grammatik halten wir ebenfalls für äußerst nützlich. Die gebildete Mensch schreibt zwar gewöhnlich richtig, auch ohne die Regeln zu wissen, allein bei dem heutigen orthographischen Wirrwarr ist die Kenntnis der Regeln doch der einzige Faden, um sich einigermaßen zurecht zu finden. Vor allem sei die Interpunktion nicht vergessen! Selbst sehr bekannte Autoren wissen mit dieser oft gar nicht fertig zu werden, und wo die Sicherheit fehlt, stellen sich als Verlegenheitsmittel gäßig unangebrachte Gedankenstriche ein, deren Beseitigung dem Redakteur eine außerbühne Mühe kostet.

A. B., Lemberg. — Vor zu leicht gelben Rasseln und Knackmandeln soll man sich halten. Das helle, frische Aussehen wird durch einen Schwefelungs-Prozeß hervorgerufen, der den Genuss solcher Rasseln und Mandeln bedenklich macht.

Dr. R., Stockholm. — Im l. l. Taubstummen-Institut in Wien sind nach einer Methode des Herrn Directors Karl Hintl überraschende Erfolge erzielt worden. Man sucht die „Wörter-Weste“ der Taubstummen (Tauden) auf und bildet sie systematisch durch gewisse Schreibübungen aus. Manche Böblinge haben auf diese Weise gelernt, vollständig artikuliert zu sprechen. Herr Director Hintl hat eine methodische Anleitung zu den betreffenden Übungen im Druck erscheinen lassen.

Franz v. G., Rittergut G. — Arl. A. S., Theresienstadt. — Wir empfehlen Ihnen Molite's Briefe an seine Braut und Frau und andere Anverwandte, herausgegeben von Joseph Kürschners Deutscher Verlog-Gesellschaft, 1894. Diese Correspondenz erscheint hier in voller, unverkürzter Gestalt, wie sie sich im Besitz von Molite's Nichten, des Major von Burt, befand, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will, so bildet sie ein nothwendiges Glied des Studiums. Zu ihrer vorläufigen Orientierung sei folgendes bemerkt: Der 41jährige Molite verlobte sic 1841 in Neuboe mit der 15jährigen Tochter seiner Schwester Auguste, Marie Burt, die er ein Jahr darauf als seine Frau heimsuchte. Die häusliche Trennung von der Frau veranlaßte später eine große Zahl (100) der mitgebrachten Briefe an sie. Molite berichtet ihr von seinen Reisen, von Burt, beland, und wenn man Molite als Menschen kennen lernen will,